



DAS WALDVIERTEL

Folge
7/8/9
1986

INHALT

Ernst Neuwirth: Eröffnung des Neu- und Umbaues des Waidhofner Gymnasiums	141
Wilhelm Scheidl: Das Jahr 1945 in Altenburg	150
Eduard Führer: Gratschmayer — eine alte Waidhofner Bürgerfamilie	160
Wolfgang Bruckner: Schloß Leiben — Rittersaal	164
Berthold Weinrich: Adolf Kirchl — Zur Wiederkehr seines 50. Todestages am 21. Oktober 1986	166
Frieda Mauritz: Der Einleger	169
Herbert Loskott: „I möcht so gern heirathen“ — ein Scherzlied aus dem 19. Jahrhundert	175
Wilma Bartaschek: Musik (Gedicht)	176
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	177
Buchbesprechungen und Schrifteneinlauf	198
Mitteilungen des WHB	207

WALDVIERTEL INTERN

Werte Mitglieder und Freunde!

Der in der Jahreshauptversammlung 1985 in Zwettl neubestellte Vorstand des WHB hatte in der Folge damit begonnen, die Verwaltung unseres **unabhängigen** Vereins von der Malek Druckerei zu lösen. Jetzt soll kurz über diese Arbeit berichtet werden.

Zuerst wurde, zur Erleichterung der verwaltungstechnischen Aufgaben, eine neue Kontaktadresse geschaffen: **Postfach 100, 3580 Horn**. Wir bitten Sie, in Zukunft sämtliche Anfragen, Bestellungen etc. an diese Adresse zu richten.

Der zweite Schritt war dann die Eröffnung eines **Girokontos** bei der Sparkasse der Stadt Horn (Nr. 0000-005520), über welches nun der gesamte Geldverkehr des WHB abgewickelt wird. Auch die Einhebung der Mitgliedsbeiträge 1986 erfolgte bereits über dieses Konto. An dieser Stelle darf angemerkt werden, daß die Jahreshauptversammlung 1986 in Waidhofen an der Thaya auf Antrag des Finanzreferenten einstimmig beschlossen hat, den Beitrag für 1987 in **unveränderter Höhe** von 250 Schilling zu belassen. Das Inkasso muß wieder Anfang des Jahres erfolgen, damit die Herausgabe der Zeitschrift finanziert werden kann. Sie werden dann einen gesondert zugeschickten Zahlschein erhalten.

Schließlich war es erforderlich, sich einen genauen Überblick über die Zahl der Mitglieder bzw. Zeitschriftenbezieher zu verschaffen. Mit Stichtag 15. September 1986 weist die Kartei des WHB 864 Mitglieder aus. Weiters werden 14 Pflicht-, 14 Frei- und 18 Tauschexemplare derzeit verschickt. In den 864 Aussendungen an unsere Mitglieder, sind 72 Neuanmeldungen und 16 Abmeldungen (1986) aufgerechnet. Allerdings sind die 14 Abmeldungen, welche für 1987 bereits eingegangen sind, noch nicht berücksichtigt.

Wir bitten daher unsere Mitglieder und Freunde, für den WHB auch weiterhin kräftig Propaganda zu machen.

Der Vorstand

Ernst Neuwirth

Eröffnung des Neu- und Umbaus des Waidhofner Gymnasiums

Die Schulstadt Waidhofen an der Thaya

I.

Noch heute gilt das Waldviertel als ein „Land der Stille“, in dem sich viel Ursprüngliches erhalten hat. Umso mehr war dies in früheren Zeiten der Fall. Nur vereinzelt vermochten große Ereignisse diesen Landstrich zeitweilig der Vergessenheit zu entreißen, wie zum Beispiel der Dreißigjährige Krieg und die Gegenreformation; beide brachten auch für das Waldviertel schwere Folgen.

Eines der ersten Werke, das sich mit dem Waldviertel beschäftigte, war die „Topographia provinciarum Austriacarum“ des Frankfurters Matthäus Merian 1649 samt Ergänzung von 1656. Darin wird auch Horn genannt. Der damalige Gutsherr Reichsgraf Ferdinand Kurz berief in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts den Schulorden der Piaristen nach Horn.

Langsam entwickelte sich die Landeskunde. In ihrem Rahmen ging auch die Entdeckung des Waldviertels langsam vor sich, zum Beispiel die „Topographia Archiducatus Austriae inferioris modernae“ des Georg Matthäus Vischer 1672.

Erst der aufgeklärte Absolutismus der 18. Jahrhunderts brachte auf verschiedenen Gebieten verstärktes Interesse an Land und Leuten, auch in künstlerischer Hinsicht. Als Beispiel diene die berühmte, 1805 erschienene Arnim/Brentano'sche Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“. Darin fand sich das Lied „Es steht ein Schloß in Österreich“, das sich auf die Rosenburg im Kamptal bezieht. Burg und Lied wurden dadurch weithin bekannt.

Aber sonst blieb das Waldviertel weiterhin ein Stiefkind. Daran konnten auch Einzelercheinungen nichts ändern, wie das 1823 erschienene Tagebuch für Freunde österreichischer Gegenden „Der Wanderer im Waldviertel“ des 1773 in Ehrenbreitstein bei Koblenz geborenen k. k. Hofschauspielers Johann Anton Friedrich Reil.

In Karl Baedekers „Handbuch für Reisende in Deutschland und im österreichischen Kaiserstaate“, 1846 in Koblenz erschienen, ist das Waldviertel überhaupt nicht erwähnt, lediglich einige Orte am linken Donauufer im Zuge einer Donaufahrt (Dürnstein, Stein, Krems).

Dieser Rückblick kennzeichnet die Zustände in unserer weitgehend abseits vom Geschehen gelegenen Heimat.

II.

Dies gilt in hohem Maße auch für die Schulen des Waldviertels.

Bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es nur die beiden Gymnasien des Piaristenordens in Krems und in Horn. Erst ab 1863 und 1864 wurden in verschiedenen Städten Niederösterreichs erstmalig **staatliche** Mittelschulen gegründet, so in Wiener Neustadt, Krems, St. Pölten, Baden, Stockerau und Oberhollabrunn.

Auch in Waidhofen an der Thaya traten aufgeschlossene und vorausschauende Männer an die Gemeindevertretung mit der Aufforderung heran, die Gründung eines Realgymnasiums mit Beihilfe des niederösterreichischen Landesfonds in die Wege zu leiten. Der Gemeinderat faßte in seiner Sitzung am 16. November 1867 einen entsprechenden Beschluß, der die Eröffnung des Gymnasiums für das Jahr 1869 in Aussicht nahm. Eine Eingabe an den niederösterreichischen Landesauschuß wurde von den meisten Bürgern Waidhofens unterzeichnet, aber auch von einer großen Anzahl benachbarter Orte Niederösterreichs, Böhmens und Mährens.

Damals gehörten zum politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya außer den Gerichtsbezirken Waidhofen, Dobersberg und Raabs an der Thaya auch die Gerichtsbezirke Schrems und Litschau (früher Heidenreichstein). Sie wurden erst 1899 von Waidhofen abgetrennt und dem damals neu errichteten politischen Bezirk Gmünd zugewiesen.

Waidhofen an der Thaya ist die nördlichste Bezirksstadt des Waldviertels und heute ganz Österreichs mit einer langen Grenze zu Böhmen und Mähren, die bis 1899 noch weit ausgehnter gewesen ist. In der vorhin erwähnten Eingabe an den niederösterreichischen Landesauschuß wurde besonders darauf hingewiesen, daß „viele Söhne ansässiger Familien in die benachbarten Gebiete Böhmens geschickt werden müssen“, wenn sie studieren wollen.

Der Standort Waidhofen an der Thaya im nördlichen Grenzgebiet war also sehr günstig gewählt.

Der niederösterreichische Landesauschuß würdigte dies ebenfalls bei seinen Beratungen. Er faßte schließlich den Beschluß, „daß dem Ansuchen der Stadtgemeinde Waidhofen an der Thaya um eine Beihilfe aus dem Landesfonds zur Errichtung eines vierklassigen Realgymnasiums unter denselben Bedingungen zu willfahren sei, wie sie durch den Landtagsbeschluß vom 16. März 1863 der Stadtgemeinde Baden gegenüber festgestellt wurden“.

III.

Der Vertrag zwischen dem Landesauschuß und der Stadtgemeinde wurde am 23. April 1869 von der Stadt (unter Bürgermeister Josef Liebl) und am 28. April 1869 vom Landesauschuß unterzeichnet.

Es war eine Pioniertat ersten Ranges für das nördliche Waldviertel, dank der Opferbereitschaft der Waidhofner Bürger. Damit erhielt Waidhofen nach der Kremser Mittelschule **das zweite staatliche Gymnasium** im Waldviertel.

Die Städte Gmünd und Zwettl waren dazu nicht bereit oder nicht in der Lage. Ihre Gymnasien wurden erst als Folge des „Anschlusses“ nach 1938 gegründet.

Die Stadt Waidhofen an der Thaya mußte sich verpflichten, den Bauplatz beizustellen, die gesamten Kosten der Errichtung des Gebäudes und einen ganz erheblichen Teil der Betriebskosten aus eigenem zu tragen. Ermöglicht wurde dies vor allem durch die bedeutenden geldlichen Zuwendungen des Waidhofner Sparkassevereines, der (als zweitälteste Sparkasse Niederösterreichs) schon seit 1842 bestand und sich sehr günstig entwickelt

hatte. Aber auch zahlreiche Bürger und Geschäftsleute aus der Stadt und der Umgebung leisteten beträchtliche Spenden.

Mit dem Bau des Schulgebäudes war schon am 22. Februar 1869 durch den Waidhofner Baumeister Franz Horneck begonnen worden. Es wurde nach sehr kurzer Bauzeit, am 31. August 1869, fertiggestellt. Es lag gleich außerhalb des 1862 abgebrochenen Schultores und wurde in neoklassizistischem Stil errichtet. Heute dient es als Postgebäude an der Ecke der Niederleuthnerstraße und der Moriz Schadekgasse. Die Baukosten betragen rund 30000 Gulden.

Die feierliche Eröffnung fand am 1. Oktober 1869 statt. Das erste Schuljahr begann mit einer Klasse und 42 Schülern. Schon ab 1. Jänner 1872 wurde das Landesrealgymnasium nach einem neuen Vertragsabschluß mit der Stadtgemeinde gänzlich in die Verwaltung des Landes übernommen.

Der Schulbau wurde 1872 durch die Errichtung einer Turnhalle abgeschlossen, wofür die Stadt 5000 Gulden auslegte. Seit den zwanziger Jahren war sie nach entsprechendem Um- und Zubau das „Vereinshaus“ (Stadtsaal) des Gesang- und Musikvereines, bis sie 1981 abgebrochen wurde.

Die Schule entwickelte sich stetig. Im Schuljahr 1872/73 war ein Stand von vier Klassen mit 125 Schülern (und zehn Lehrkräften) erreicht. Der Großteil der Schüler kam von auswärts, aus dem nördlichen Waldviertel, aber auch aus Böhmen, Mähren und Schlesien. Neuen Zuwachs brachte die Lokalbahn Schwarzenau-Waidhofen, die 1891 eröffnet wurde und deren 1903 eröffnete Verlängerung bis Zlabings.

Die „Jahresberichte“, die seit der Eröffnung erschienen und jedesmal auch einen wissenschaftlichen Beitrag eines der Professoren brachten, wurden in den ersten Jahren von der Buchdruckerei J. Rippels Sohn in Iglau gedruckt, erst später von der Buchdruckerei des Wenzel Ruth in Waidhofen.

Die Schule wirkte als kultureller Mittelpunkt des oberen Waldviertels außerordentlich befruchtend. Der 1870 gegründete „Studenten-Unterstützungsverein“ hatte Hunderte Waidhofner als Mitglieder (die Verzeichnisse sind in den Jahresberichten mit genauen Angaben der Beiträge enthalten). Es gab zahlreiche Stipendien und für die ärmeren Schüler und besonders für die „Feldgeher“ freie Kosttische, ein gutes Zeugnis für die nächstenfreundliche Einstellung der Waidhofner. Die Schülerzahl schwankte etwa zwischen 100 und 130, hievon im Durchschnitt nur 20 bis 25 Waidhofner, alle anderen kamen von auswärts. Fast ein Sechstel der Schüler wurde unterstützt.

Die Leibesübungen, Turnen und Spiele, Schwimmen, Eislaufen und Wanderungen (oft verbunden mit Betriebsbesichtigungen) standen an hervorragender Stelle. Im Jahr 1906 fand zum Beispiel im Juni ein Ausflug von rund 100 Schülern und mehreren Professoren nach Südmähren statt. Zuerst wurde die Wallfahrtskirche Mont-Serrat und dann die Stadt Zlabings besucht mit hl. Messe, Besichtigung der Altstadt und des Stadtturms. Die Gruppe wurde vom Bürgermeister von Zlabings begrüßt.

Selbstverständlich gab es auch unliebsame Vorkommnisse und Rückschläge. Erwähnt sei, daß 1887 der Gymnasialprofessor Carl Riedel gegen den Reichsratsabgeordneten Georg Ritter von Schönerer einen Presse-Ehrenbeleidigungsprozeß anstrebte. Die Politik spielte auch damals eine große Rolle. Nach der Prozeßordnung mußte das Strafverfahren vor dem Kreisgericht Krems als Schwurgericht durchgeführt werden. Nach zweitägiger Verhandlungsdauer sprachen die Geschworenen Ritter von Schönerer frei. Das gedruckte Verhandlungsprotokoll ist noch erhalten.

In der langsam zu Ende gehenden Geschichte des Unter-Realgymnasiums sind die Jahre 1903-1905 von besonderer Bedeutung. 1903 wurde Prof. Wilhelm Miklas Direktor der Anstalt. Er blieb es bis zu seiner Versetzung als Direktor des Obergymnasiums Horn 1905.

Wilhelm Miklas war später zehn Jahre lang, von 1928 bis 1938 Österreichischer Bundespräsident.

Im Jahre 1904, während seiner Direktion, entstanden zwischen dem Lehrkörper und städtischen Kreisen schwere politische Konflikte, die schließlich zum Rücktritt des Gemeinderates führten. Der niederösterreichische Landtag faßte die Auflösung des Gymnasiums ins Auge. Doch es gelang den gemeinsamen Bemühungen des neuen Bürgermeisters Hamernik, Prof. Miklas und des Abgeordneten Fißlaler zu erreichen, daß der Auflösungsbeschluß fallen gelassen wurde. Die Schule blieb erhalten.

IV.

Das Untergymnasium mit nur vier Klassen und ohne Möglichkeit der Matura an der eigenen Anstalt entsprach nicht mehr den Verhältnissen. 1906 wurde Prof. Franz Kozechnik Direktor. Gemeinsam mit dem tatkräftigen Bürgermeister Karl Hamernik wurde der Plan gefaßt, das Untergymnasium in eine Oberrealschule umzuwandeln. Die Änderung wurde für das Schuljahr 1908/09 genehmigt. Dazu war der Neubau der Schule notwendig. Der Gemeinderat beschloß nicht nur die Neuerrichtung des Schulgebäudes, sondern auch den Neubau eines Schülerheimes, beide am Südrand des ehemaligen Klostergartens (des 1784 aufgehobenen Kapuzinerklosters) gelegen. Er wurde zum „Stadtspark“ umgestaltet. Da die Stadt an dessen Westseite die neue Volks- und Bürgerschule baute, entstand so ein heute besonders wertvolles „Schulzentrum“. Alle Schulgebäude stehen rings um den Stadtspark, dessen „grüne Lunge“ er ist.

Der Neubau der Oberrealschule erforderte 411 000 K, das Schülerheim 160 000 K. Wieder war der Sparkasse-Verein der edle Spender. Das sechzigjährige Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josef I. (1848-1908) bot den willkommenen Anlaß. Eine Marmortafel in der Eingangshalle der Schule erinnert daran mit dem Text: „Der Bau dieser Anstalt wurde durch die hochherzige und reiche Spende des Sparkasse-Vereines zu Waidhofen an der Thaya ermöglicht“.

Schule und Schülerheim wurden nach den Plänen des Wiener Architekten Erich Gschöpf im Jugendstil errichtet. Die Eröffnung war am 15. September 1909 in Anwesenheit des Unterrichtsministers Dr. Geßmann.

Der Bau wurde räumlich und in der Ausstattung so zeitgemäß ausgeführt, daß er — ursprünglich für 150 Schüler gedacht — auch noch 1969 bei der 100 Jahrfeier und bis heute, wenn auch mit Verwendung der Räume des inzwischen aufgelassenen Schülerheims für 19 Klassen mit über 500 Schülern zur Not ausreichte. Gegenwärtig besuchen rund 580 Schüler das Gymnasium.

Die ruhige Weiterentwicklung wurde durch den Ersten Weltkrieg 1914-1918 jäh unterbrochen. Insgesamt rückten allein 18 Professoren und viele Maturanten ein. Ein großer Teil kehrte nicht zurück.

Im Schulgebäude mußten auch die Schüler der Volks- und Bürgerschule untergebracht werden, denn diese diente als Reservelazarett.

1923 ging die Anstalt gerade noch an einer Brandkatastrophe vorbei. Nach einem Gewitter brach das Feuer im 2. Stock aus; ein großer Teil des Dachstuhls fiel ihm zum Opfer. Die Schäden wurden sofort behoben.

Dem Zuge der Zeit entsprechend, wurde die niederösterreichische Landesoberrealschule 1921 zu einer Bundesmittelschule und 1928/29 in ein Realgymnasium umgewandelt. Die Wirtschaftskrise zwang die Regierung, mehrere Mittelschulen aufzulösen. Auch Waidhofen stand auf der „Abschlußliste“. Die Gefahr konnte abgewendet werden. Die Schule wurde sogar unter Direktor Anton Pellet 1935-1938 gründlich renoviert, sodaß sie wieder „einem Schmuckkästchen“ glich.

Größte Schwierigkeiten und Schäden brachten der Zweite Weltkrieg 1939-1945 und die Nachkriegszeit. Zuletzt stockte der Unterricht völlig. Waidhofen kam zur sowjetischen Besatzungszone. Ab dem Kriegsende bis Mai 1946 waren Anstalt und Schülerheim Lazarett. Die Beseitigung der Schäden nach der Rückgabe der Gebäude durch die Besatzungsmacht erforderte sehr große Aufwendungen. Sie wurden je zur Hälfte von der Stadt und vom Bund getragen.

Bis zum Jahre 1956 hatte die Stadt die Kosten für die Erhaltung des Gebäudes, der Einrichtung, der Beheizung und Beleuchtung zu tragen. Erst ab Beginn des Jahres 1956 gingen die Schule und das Schülerheim in das Eigentum des Bundes über. Damit wurde Waidhofen — sie ist noch jetzt eine kleine Landstadt mit nur rund 5300 Einwohnern — ihrer drückenden Verpflichtungen ledig. Die Stadt hatte außerdem die Volks- und Hauptschule und das Krankenhaus zu erhalten und zu betreuen. Ihrer Pflicht als Schulstadt hat sie sich seit mehr als 100 Jahren nie entzogen.

Nun sorgte zum ersten Mal die Bundesverwaltung für die Erhaltung der Schule und die durch den Krieg und die Besatzungsmacht eingetretenen Schäden dringend erforderliche Erneuerung der Einrichtung.

Auf Grund der Schulgesetze von 1962 wurde die Anstalt zum „Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium“.

V.

Diese neue Entwicklung und die dadurch bedeutend gestiegene Schülerzahl (heute rund 580) erforderte dringend den Ausbau der Schule. Die Pläne dafür lagen längst vor. Die Bauarbeiten begannen endlich im Jahre 1984 unter dem Direktor Hofrat Franz Newald und zwar Umbau des alten Gebäudes, die Errichtung eines Turnsaales und die Vergrößerung durch einen Anbau. Noch 1986 werden die umfangreichen Arbeiten beendet.

Höchst erfreulich ist die Rücksichtnahme auf den ursprünglichen Jugendstil, wofür sich alle Stellen, nicht nur die Bevölkerung, erfolgreich eingesetzt haben. Die neue Schule wird daher „kein Betonkasten“, vielmehr eine liebevolle Fortsetzung des durch den Jugendstil geprägten Aussehens. Dennoch wird sie allen modernen Erfordernissen entsprechen.

Die Schule ist trotz ihrer nunmehr 117jährigen Tradition in der am weitesten nördlich gelegenen Bezirksstadt Österreichs ein kultureller Mittelpunkt ersten Ranges geblieben. Was dies bedeutet, bedarf angesichts der „toten Grenze“ und der damit verbundenen ständigen Abwanderung keiner weiteren Begründung.

Das leider 1970/71 aufgelassene Schülerheim bewirkte früher, daß viele Studenten aus der weiteren Umgebung und aus Wien nach Waidhofen kamen. Heute sind es die „Fahrschüler“, die die größeren Entfernungen im verkehrsmäßig noch immer unterentwickelten Waldviertel auf sich nehmen müssen.

Nachzutragen ist, daß die Stadt im Jahre 1909 das leerstehende Gebäude des alten Realgymnasiums dem niederösterreichischen Forstschulverein für eine **Forstschule** zur Verfügung stellte. Die Forstschüler kamen alle von auswärts und wohnten daher im Schulge-

bäude. Die jungen Leute waren in der Stadt gern gesehen und vor allem bei der weiblichen Jugend sehr beliebt. Die Forstschule wurde 1922/23 leider verlegt und landete schließlich in Waidhofen an der Ybbs.

Von 1926 bis 1934 bestand hier auch eine **städtische Haushaltungsschule**, untergebracht im Gebäude der Hauptschule.

Von 1892 bis 1956/57 bestand eine **Gewerbliche Fortbildungsschule** und seit 1938 gibt es eine vielbesuchte **städtische Musikschule**.

VI.

Als „Schulstadt“ ist Waidhofen seit vielen Jahrzehnten zum Begriff geworden. Die schulfreundliche Einstellung der Bürger hat sich seit 1869 nicht geändert, sie besteht bis heute fort.

Das nächste große Ziel, das die Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg anstrebte, war die Schaffung einer **städtischen Handelsakademie**.

Dafür brachte Waidhofen die besten Voraussetzungen mit. Die Stadt eröffnete noch vor dem 1. Weltkrieg, am 16. September 1912, als einzige Stadt des nördlichen Waldviertels, eine **städtische Handelsschule**. Sie war zweijährig und wurde im Gebäude der Oberrealschule untergebracht. Direktor war in Personalunion der jeweilige Realschuldirektor, bis 1958. Abgesehen von den Lehrkräften für die kaufmännischen Fächer unterrichteten die Professoren der Realschule auch an der Handelsschule.

Die Schule erfreute sich regen Zuspruchs. 80 % der Schüler kamen von auswärts, insbesondere aus den Bezirken Waidhofen und Gmünd.

Durch die neuen Schulgesetze von 1962 wurde die Handelsschule dreijährig. Zur Schaffung des nötigen Schulraumes stockte die Stadtgemeinde das Feuerwehrhaus gegenüber dem Realgymnasium auf, also auch im Schulviertel des Stadtparks. Dadurch entstanden vier Klassenräume. Da die Handelsschule Parallelklassen hatte, konnte nur ungefähr die Hälfte der Schüler einziehen, der Rest mußte im Realgymnasium verbleiben. Die Aufstockung erfolgte unter dem Bürgermeister Abg. z. Nat.-Rat Prof. Franz Leisser. Die Eröffnung war am 21. Jänner 1967.

Von Anfang an war diese Lösung nur als Provisorium bis zum Neubau des Gebäudes für die Handelsakademie und Handelsschule gedacht.

Damals, in ihrem 54. Bestandesjahr, zählte die Handelsschule 160 Schüler; davon waren 80 % von auswärts. Bei der Eröffnung des neuen Schulgebäudes für die Handelsakademie und Handelsschule im Jahre 1972 feierte die Handelsschule ihr 60jähriges Bestehen. Der ihr gewidmete Teil der Festschrift endet mit den Worten:

„Die Handelsschule Waidhofen hat eine große Tradition; viele Hunderte Frauen und Männer, die durch ihre Pforten gegangen sind, bilden heute das Rückgrat der Wirtschaft des oberen Waldviertels“.

Die Schulgesetze von 1962 entsprachen den neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen und technologischen Entwicklungen und dem damit verbundenen Strukturwandel der Wirtschaft. Die frühere enge Verbindung zwischen dem Realgymnasium und der Handelsschule war nicht mehr möglich. Als Hofrat Anton Pellet in Pension ging, wurde 1958 erster Direktor der Handelsschule Prof. Josef Klien bis 1964. Sein Nachfolger wurde 1964 Hofrat Dr. Franz Welzig. In die Zeit seiner Leitung fällt der Gründungsbeschluß, die Erbauung und schließlich Eröffnung des neuen Hauses für die Handelsakademie und Handelsschule.

An dieser Stelle soll hervorgehoben werden, daß die Stadt Waidhofen an der Thaya wieder die erste war, die im oberen Waldviertel eine Handelsakademie **ganz auf eigene Kosten** errichtete und betrieb. Im Waldviertler Grenzgebiet erfüllte Waidhofen damit abermals seine Pionieraufgabe im Bildungswesen. Erst Jahre später übernahm der Bund die Schule in seine Verwaltung, anders als bei den Schulen in Zwettl (1975) oder Gmünd, die von vornherein als Bundesschulen errichtet worden sind.

Den Beschluß über die Errichtung der Schule faßte der Gemeinderat am **18. Mai 1967**, der Baubeginn war am 20. August 1970, der Unterricht begann am 13. September 1971 und die feierliche Eröffnung war am 9. März 1972 (unter den Bürgermeistern Professor Franz Leisser und Direktor Franz Gföller).

Die Geldbeschaffung gelang durch die Zusammenarbeit verschiedener Stellen: Die Stadtgemeinde stellte Geldmittel bei und kaufte den Baugrund von der röm.-kath. Pfarre. Er hat ein Ausmaß von 1700 m² und liegt zwischen Vitiser Straße und Kolpingweg, ebenfalls im Bereich des Schulviertels, wenn auch ein wenig weiter vom Stadtpark entfernt. Weiters sorgte ein eigener für die Errichtung der Schule gegründeter Verein (Obmann Direktor Friedrich Hörmann von der Handelskammer) für ideelle und materielle Unterstützung. Die „Initialzündung“ bewirkte eine Spende von 100000 Schilling der Waidhofner Sparkasse, die überdies günstige Kredite gewährte.

Bedingt durch die Kleinheit des Grundstückes mußte die Schule in Blockform errichtet werden. Sie umfaßt vier Geschoße: Das ausgebaute Untergeschoß, Erdgeschoß und darüber zwei Stockwerke. Die Schule hat 15 Klassenräume und sämtliche Übungs- und sonstigen Nebenräume. Es fehlt allein der Turnsaal. 1971 gab es 183 Schüler der Handelsakademie und 192 der Handelsschule, zusammen 375. Die meisten kamen von auswärts. Im Schuljahr 1984/85 gab es rund 440 Schüler.

Die **erste Handelsakademie** im nördlichen Waldviertel erfreut sich also unter ihrem Direktor Dkfm. Mag. Krenn eines regen Besuches.

Noch einige Angaben zur Abrundung des Bildes der Schulstadt: Unmittelbar am Westrand des Stadtparks wurde im September 1969 der Neubau der Volksschule eröffnet. Dort ist auch die Sonderschule untergebracht. Der Polytechnische Lehrgang befindet sich im ersten Stock des Feuerwehrhauses, den früher die Handelsschule benützte. Zwischen der Turnhalle der neuen Volksschule und der Hauptschule liegt das 1972 erbaute Hallenbad, ebenfalls am Westrand des Stadtparks. Es verbindet Volks- und Hauptschule miteinander, wird aber von allen Schulen und der Bevölkerung benützt.

Ohne zu übertreiben kann man feststellen, daß das Bildungsangebot in unserer Kleinstadt seit langer Zeit wirklich beachtlich ist und daß sich Waidhofen den Ehrennamen „Schulstadt“ redlich verdient hat!

VII.

Zum Schluß sollen die Namen einiger Persönlichkeiten genannt werden, die die Waidhofner Mittelschulen besucht haben und wissenschaftlich oder künstlerisch hervorragten. Die Liste ist sicher viel länger und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Zunächst einige Namen vom alten Realgymnasium, an die sich viele noch erinnern werden: Karl Hamernik, der spätere Bürgermeister, Dr. Gustav Aigner, Prof. Dr. Heinrich Rauscher, Prof. Wilhelm Hanisch, Prof. Dr. Ambros Purkyt, Graf van der Straten-Ponthoz, Philipp Frh. v. Gudenus (Vater des jetzigen Philipp Heinrich Graf Gudenus), Priv. Dozent Dr. Eduard Weinkopf, Generalmajor a. D. Anton Kainz, um nur einige zu nennen. Besonders nennen möchte ich aus dieser Zeit:

Univ.-Prof. Dr. Ernst Schönbauer, geb. in Windigsteig, berühmter Papyrologe und Ordinarius für Rechtsgeschichte an der Wiener Universität, ferner

Univ.-Prof. Dr. Leopold Schönbauer, geb. November 1888 in Thaya. Er war nur kurz am Waidhofner Gymnasium, maturierte in Prachatitz im Böhmerwald, studierte Medizin an der Prager Deutschen Kades-Universität und promovierte noch vor dem Ersten Weltkrieg „sub auspiciis Imperatoris“ zum Doktor der gesamten Heilkunde. Er wurde einer der berühmtesten Chirurgen, arbeitete in Amerika und war Vorstand der Ersten Chirurgischen Universitätsklinik in Wien. Er war Pionier der Gehirnochirurgie und einer der ersten, der Gehirnoperationen vornahm.

Waidhofner Schüler seit 1909:

Der weltberühmte **Burgschauspieler Attila Hörbiger**. Er maturierte laut dem 47. Jahresbericht der Schule für 1915/16 mit Kriegsmatura und rückte von der Schule weg als Kadettaspirant am 15. Mai 1915 zum Feldkanonenregiment Nr. 16 ein. Er kam zur 90-Jahr-Feier der Schule 1959 selbst nach Waidhofen.

Der **Major der Luftwaffe Walter Nowotny** war der Sohn eines Eisenbahnbeamten in Gmünd, der jüngste von drei Brüdern. Er kam als Sängerknabe ins Stift Zwettl, sein Vater wurde nach Schwarzenau versetzt. Anfangs der dreißiger Jahre war Nowotny einige Zeit Schüler des Waidhofner Gymnasiums, bis sein Vater 1935 nach Mistelbach versetzt wurde. Er maturierte daher in Laa an der Thaya. Er kam zur Luftwaffe und wurde Jagdflieger. Im November 1944, nach seinem **258. Luftsieg**, stürzte er tödlich ab, einen Monat vor seinem 24. Geburtstag. Major Nowotny war der erfolgreichste Jagdflieger beider Weltkriege. Er war Träger des Ritterkreuzes, des Eisernen Kreuzes mit Eichenlaub, Schwertern und Brillanten. Auch die Gegner zollten dem ritterlichen Fliegeroffizier ehrliche Anerkennung. Nowotny ist in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof zur letzten Ruhe bestattet.

Dazwischen kein Schüler, sondern ein Professor:

Studienrat Prof. Karl Ludwig Hoefner (1886-1954). Er stammte aus Weitra, studierte an der Wiener Kunstakademie und wurde akad. Maler, kam nach dem Ersten Weltkrieg an die Waidhofner Schule. Er unterrichtete ein Leben lang als Kunsterzieher und war ein wahrhaft schaffender Künstler. Von seiner Hand stammen viele Bilder, Graphiken und Zeichnungen, auch viele Waidhofner Landschaften. Der Waidhofner Museumsverein würdigte sein Werk 1983 in einer Gedächtnisausstellung.

Univ.-Prof. Ing. Dr. Robert Weiner maturierte 1919. Er war der Großneffe des Bürgermeisters Johann Niederleuthner sen. Er starb 1976. Wiener studierte Chemie an der Wiener Technischen Hochschule und wurde einer der hervorragendsten Wissenschaftler unseres Landes in der Elektro-Chemie. Bei der Promotion zum Doktor techn. 1927 erhielt er die K. u. G. Krafft-Medaille. Sie entsprach der Promotion „sub auspiciis“, die es damals nicht gab. Weiner arbeitete an verschiedenen Hochschulinstituten in Wien und Deutschland und habilitierte sich in Dresden. Daneben arbeitete er in der chemischen Industrie. Seit 1949 lehrte er an der Universität Innsbruck, die ihn 1954 zum Univ.-Prof. ernannte. Die von Weiner entwickelten Verfahren und Erfindungen werden heute weltweit angewandt. Das „Weiner'sche Silberbad“ ist zu einem Begriff geworden. Er verfasste Hunderte wissenschaftliche Arbeiten, die in viele Sprachen übersetzt wurden (Französisch, Englisch, Japanisch, Russisch, Ungarisch, Tschechisch). Bei der 100-Jahr-Feier des Gymnasiums 1969 hielt er als der hervorragendste ehemalige Maturant die Festrede.

Professor Albert Reiter maturierte 1924. An der Wiener Musikakademie studierte er Klavier, Orgel und Komposition. Er legte die Staatsprüfung ab. Er mußte Lehrer werden und lehrte viele Jahre Musik, gründete 1939 „Die Spielschar“, die musikalisch (Chor) bald weithin bekannt war. Als Komponist schuf Reiter beachtliche Werke (besonders Chöre, Kammermusik) und erhielt 1963 den Professortitel. Reiter starb 1970. Sein Sohn Hermann, selbst Musikprofessor am Gymnasium, gründete einen für seine Leistungen berühmten Kammerchor, der zu Ehren seines Vaters „Kammerchor Albert Reiter“ genannt wurde.

Akad. Maler Prof. Hans Wagner. Er maturierte 1925 und ist 1977 gestorben. Er war sowohl zeichnerisch als auch musikalisch sehr begabt. Obgleich er sich der bildenden Kunst zuwandte, war er zeitlebens ein glänzender Geiger. Zum Malen kam er durch Prof. Thomas Leitner. Auf der Wiener Akademie war er in der Meisterklasse von Prof. Karl Sterrer. Nach dem Krieg lebte er in Schwanenstadt und in Zürich. Er schuf viele bedeutende Werke, Landschaften und Porträts. Unter anderem malte er die Kaiserin Zita. Die Stadt Waidhofen veranstaltete 1976 im Vereinshaus eine Wagner-Gesamtausstellung, an die sich noch viele erinnern werden.

Primarius Ob.-Med.-Rat Dr. Josef Krippel maturierte 1938. Er rückte zur Wehrmacht ein. Nach dem Krieg studierte er Medizin in Innsbruck und Graz. Nach der Promotion wurde er Facharzt für innere Medizin, arbeitete in verschiedenen Spitälern und wurde schließlich Primarius und ärztlicher Leiter des Waidhofner Krankenhauses. Für seine Zuverlässigkeit und sein Verantwortungsbewußtsein ist er neben seinem Fachwissen hochgeschätzt. Während seiner Wirkungszeit wurde der große Neu- und Umbau des Waidhofner Krankenhauses, seine moderne Ausstattung und die Schaffung der neuen Abteilungen verwirklicht. Als Primarius ist er seit 1982 im Ruhestand.

Nun noch zwei Waidhofner Schüler, die Hochschullehrer wurden:

Univ.-Prof. Dr. Gerald Kainz und **Dipl.-Ing. Johann Plach**.



Einzelheiten an Waidhofener Bürgerhäusern

(Foto: H. Erhart)



Hauptplatz 29

(Foto: H. Erhart)

Dr. Gerald Kainz, geb. 1921 in Waidhofen, Neffe des Generalmajors a. D. Anton Kainz, ist Vorstand des chemischen Institutes der Wiener Universität in der Währinger Straße.

Oberrat Dipl.-Ing. Johann Plach aus Thaya gebürtig, maturierte 1953, studierte an der Wiener Technischen Universität und ist bereits provisorischer Vorstand des Instituts für Geodäsie der Technischen Universität. Plach ist der bekannte Ausgräber der „Wüstung Hard“ bei Thaya sowie Mitgründer des Museums seines Heimatortes.

Zum Schluß die **Familie Dr. Pischinger**. Der Vater, Oberstudienrat Dr. Franz Pischinger, war viele Jahre Professor an unserem Gymnasium und während des Krieges sein Direktor. Drei Söhne maturierten hier: Franz 1948, Felix 1949 und Rudolf 1953.

Franz Pischinger studierte an der Technischen Hochschule in Graz. Als **erster** Hochschüler promovierte er **sub auspiciis Praesidentis zum doctor technicae**. Er wurde in Graz Hochschulprofessor, arbeitete dann in der Industrie in Deutschland und ist seit langem ordentlicher Professor an der Technischen Universität in Aachen.

Felix Pischinger studierte an der Wiener Kunstakademie und wurde akademischer Maler und Restaurator. Er arbeitet im niederösterreichischen Landesmuseum und ist bereits Hofrat.

Rudolf Pischinger studierte ebenfalls an der Technischen Hochschule in Graz. Im Rahmen der Hochgebirgsgruppe des Grazer Alpenvereines war er „nebenbei“ wiederholt im Himalaya und bestieg dort Achttausender. Dr. Rudolf Pischinger ist ordentlicher Professor an der Technischen Universität in Graz.

Das Waidhofner Gymnasium ist stolz darauf, daß es imstande ist, aus seiner Schule immer wieder solche Spitzenpersönlichkeiten hervorzubringen.

Wilhelm Scheidl

Das Jahr 1945 in Altenburg

Der Rückzug

Nach dem Desaster von Stalingrad im Winter 1942/43, wo eine ganze Armee der Deutschen Wehrmacht von der Roten Armee eingekesselt und vernichtet wurde, verkündete Reichspropagandaminister Dr. Goebbels im Bürgerbräukeller in München vor hohen Funktionären der NSDAP den „Totalen Krieg“.

Spürbar wurden dessen Auswirkungen in der Heimat aber erst in der zweiten Hälfte des Kriegsjahres 1944. Jugendliche ab 16 Jahren wurden eingezogen, nachdem schon vorher Schüler an die Flakgeschütze gestellt worden waren, Hitler beschloß im September die Bildung des Volkssturmes, alle Fabriken und Behörden wurden noch einmal nach Wehrtüchtigen durchkämmt und die Plätze der Ausgeschiedenen mit Frauen besetzt, und Universitäten und kulturelle Einrichtungen wurden geschlossen. Die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmittel und Bekleidung wurde um vieles schlechter, und auch das Verkehrsnetz war durch ständige Bombenangriffe weitgehend zerstört worden. Das Kriegsende war nahe, was nunmehr auch in der Heimat ganz deutlich spürbar geworden war.

Das Stift Altenburg beherbergte zu dieser Zeit die Chirurgische Abteilung des Horner Lazarettes I/619. Unvergeßlich bleibt die Weihnachtszeit des Jahres 1944. In der Christmette am 24. Dezember, die am Nachmittag abgehalten werden mußte, da in der Finsternis wegen eventueller feindlicher Luftangriffe kein Licht nach außen dringen durfte und die Kirche nicht verdunkelt werden konnte, drängten sich neben der Ortsbevölkerung hauptsächlich Verwundete des Lazarettes. Es gab keinen Kirchenchor. Ein Soldat spielte die Orgel und

alle sangen und beteten, und man spürte, wie selten, die flehentliche Bitte zu Gott um eine bessere Zukunft.

Am 25. Dezember fiel Schnee mit Regen vermischt. Als die Ortsbevölkerung, Frauen, denen die Sorge um ihre Männer und Söhne an der Front ins Gesicht geschrieben war, Kinder und alte Männer, die die 10 Uhr Messe besuchen wollten, den Prälatenhof betraten, wurden gerade Verwundete, die von der Front kamen, ausgeladen. Auf Tragbahren liegend, mit Gesichtern, denen das Leid anzusehen war, warteten sie, nur notdürftig mit Zeltplanen zugedeckt, auf die Krankenträger, die sie in die Zimmer tragen sollten. In einer Ecke des Hofes lag ein Haufen Rüben, der vor wenigen Tagen hier abgelagert und zur Verpflegung der Lazarettangehörigen angeliefert worden war.

Am 1. Jänner 1945 wünschte man sich wohl auch, wie gewohnt, Glück für das kommende Jahr. Immer wieder aber klang die bange Frage auf, was das neue Jahr bringen würde, denn der Krieg spielte sich bereits vor den Toren unserer Heimat ab. Sowjetische Armeen waren schon im Sommer 1944 in Ungarn eingedrungen und bis zur Donau vorgestoßen. Sie belagerten seit einigen Monaten Budapest, wo die ungarische und deutsche Besatzung alle Angriffe abwehrte. Auch am Plattensee kam es um diese Zeit zu schweren Abwehrkämpfen der deutschen Front gegen die Sowjets. Amerikanische Fernbomber warfen Bomben auf verschiedene Nachschubzentren und Rüstungswerke in Wien, Linz, Steyr, Wiener Neustadt, Leoben, Bruck an der Mur und andere Städte. Nicht alle Bomben fielen auf militärische Ziele, Terror und Vergeltung waren Prinzipien des neuen Krieges. Kulturbauten und Wohnhäuser stürzten ein. Frauen, Kinder und Greise „fielen bei feindlichen Luftangriffen“, so hieß es im Zeitungsjargon, Wendungen, die früher der Frontberichterstattung vorbehalten waren und die man nun für Nachrichten über den Tod von Zivilpersonen gebrauchte. War es möglich, daß die feindlichen Armeen über die Grenze kommen würden?

Immer wieder, vor allem an schönen Tagen bis April 1945, überflogen große Pulks amerikanischer viermotoriger Bomber in großer Höhe aus Richtung West kommend unser Gebiet, um Wien zu bombardieren. Von unserer Luftabwehr war damals kaum mehr etwas zu spüren. Auf den Feldern lagen bündelweise Stanniolstreifen, die von den feindlichen Flugzeugen abgeworfen wurden, um unsere Radarstationen zu stören. Denn die Reflexe, die diese Metallstreifen auf den Bildschirmen der sogenannten „Würzburggeräte“ erzeugten, führten zu einer starken Irreführung der Luftüberwachung. Am Westrand von Altenburg waren bereits im Jahr 1943 von der Wehrmacht vier solche Geräte aufgestellt worden. Die Bedienungsmannschaft, hauptsächlich Luftwaffenhelferinnen, auch „Blitzmädchen“ genannt, waren in einem eigens dazu errichteten Barackenlager südlich des sogenannten Heidenteiches untergebracht. Die Ortsbewohner rechneten vor allem in dieser Zeit mit Luftangriffen auf diese militärischen Anlagen, umso mehr als schon am 25. Jänner 1944 ganz in der Nähe — zwischen Fuglau und Altenburg — Bomben abgeworfen worden waren, ohne jedoch, mit Ausnahme von einigen zerbrochenen Fenstertafeln in Fuglau und tiefen Bombentrichtern in den Feldern, Schaden anzurichten. Es dürfte sich jedoch damals um Notwürfe der von den deutschen Jagdflugzeugen bedrängten alliierten Bomber gehandelt haben, da bei Schirmannsreith an diesem Tag ein britisches Bombenflugzeug abgestürzt war. Ein weiterer Luftangriff auf diese Radarstation erfolgte bis Kriegsende nicht mehr, wäre aber für die Angloamerikaner ein voller Erfolg geworden, da der Abwehrschutz für diese militärische Anlage lediglich aus einigen Zwillingemaschinengewehren, von je zwei Schützen bedient, bestand.

Am 13. Februar 1945 konnte die Rote Armee Budapest erobern, die Donau überschreiten und die sechste Deutsche Armee bis Stuhlweißenburg zurückdrängen. Flüchtlinge aus Ungarn, zivil oder uniformiert, kamen über die Grenze. An einem dieser Februartage etwa um die Mittagszeit fuhr eine ungarische Einheit auf Pferdewagen in den Ort ein, um Mittagstast zu halten. Verpflegung — Speck und Brot — wurde ausgegeben. Die Soldaten, teilweise nur halb uniformiert, strömten in die Häuser, um sich ein wenig aufzuwärmen. Waffen sah man überhaupt nicht. Über das woher und wohin dieser Truppe konnte niemand etwas erfahren, denn keiner der Ungarn konnte oder wollte deutsch sprechen.

Ein eigenartiger Frühling zog ins Land. Der März brachte schon warme, fast sommerliche Tage, auf den Bergen schmolz der Schnee, südliche und südwestliche Winde vertrieben den Winter. Aber den Menschen war das Wetter gleichgültig, Angst und Sorgen bedrückten sie. Wohl hatte am 6. März nördlich und südlich des Plattensees eine deutsche Gegenoffensive begonnen. Hitler wollte dadurch versuchen die südungarischen und niederösterreichischen Erdölvorkommen, die zur Weiterführung des Krieges unbedingt notwendig waren, zu halten. Nach anfänglichen Teilerfolgen scheiterte diese Offensive an dem entschiedenen Widerstand der Sowjets. Am 16. März traten dann die zweite und dritte Ukrainische Front zur lang geplanten, nur durch die zähe Verteidigung von Budapest verzögerten, „Operation Wien“ an. Die deutschen Kräfte sollten auf ungarischem Boden vernichtet werden, was mißlang, da sie nach dem Westen ausweichen konnten. Die sechste Armee ging in Richtung Graz zurück und die sechste SS-Panzerarmee, die sich nur mit Mühe der Vernichtung westlich von Budapest entziehen konnte, wich zügig in Richtung Neusiedlersee aus. Zwischen ihr und der sechsten Armee brachen die Hauptkräfte der dritten Ukrainischen Armee am 28. März nach Güns und Steinamanger durch und erreichten die sogenannte „Reichsschutzstellung“, auch „Ostwall“ genannt, eine primitive Befestigungsanlage an der östlichen Staatsgrenze, die im Herbst 1944 von Reichsarbeitsdienst, Ostarbeitern, Kriegsgefangenen, jüdischen KZ-Häftlingen und Zivilbevölkerung gebaut worden war. Volkssturm und schnell zusammengestellte Alarmeinheiten wurden zur Verteidigung eingesetzt, aber von den Russen leicht zurückgedrängt. Die Sowjets überschritten am 29. März 1945 bei dem burgenländischen Ort Klostermarienberg die österreichische Grenze.

Auch in unserem Heimatort hatte man bereits begonnen, alte, nicht mehr wehrfähige Männer und junge Burschen für den Kriegseinsatz auszubilden. An einem Sonntagvormittag wurden alle in Frage kommenden zusammengerufen. Man marschierte auf den Horasberg und ein Unteroffizier der Wehrmacht unterwies die Männer in der Handhabung der Panzerfaust. Niemand getraute sich die Waffe abzuschießen. Endlich, nach längerem Zögern machte sich einer der Männer mit der Bemerkung, ihn störe das laute Krachen nicht, er höre ja sowieso schlecht, erbötig, den Schuß abzufeuern. Eine große Bresche in der sogenannten Tiergartenmauer zeugt heute noch von der Treffsicherheit des Schützen. Auch ein Ausbildungsnachmittag im Kleinkalibergewehrschießen wurde angesetzt. Am Südabhang des Hutbiegls, einer Anhöhe nördlich von Altenburg, schoß man auf Zielscheiben. Die meisten der älteren Teilnehmer hatten ja den Ersten Weltkrieg an der Front miterlebt und konnten mit Gewehren umgehen. Die Treffsicherheit ließ jedoch trotzdem zu wünschen übrig, da viele infolge von Sehstörungen das Ziel verfehlten oder auch gar nicht treffen wollten. Eine weitere Übung fand nicht mehr statt. Trotzdem wurden einige Männer, als die Russen bereits Wien erobert hatten, nach St. Pölten einberufen. Sie kamen jedoch nicht mehr zum Einsatz und erreichten kurz vor Kriegsende zu Fuß wieder ihren Heimatort.

Seit der Karwoche zogen in immer kürzeren Abständen Flüchtlinge durch den Ort nach Westen. Auf Pferdewagen oder auf Wagen, denen manchmal die typischen langgehörnten Rinder der ungarischen Tiefebene vorgespannt waren, saßen die Menschen, auf den Kutschböcken junge Frauen und greise Männer, im Wagen Mütter mit Kindern und Töchter mit alten Eltern. Es waren dies die Angehörigen deutschsprachiger Bauern, Bewohner der deutschsprachigen Inseln aus Siebenbürgen, der Batschka, Ungarn und anderen Gebieten des Ostens. Sie waren auf der Flucht vor ihren bisherigen Gastvölkern, da sie fürchten mußten, für alles verantwortlich gemacht zu werden, wofür das Dritte Reich in ihrer langjährigen Heimat angeklagt wurde. Gelegentlich blieben sie auch einige Tage in leerstehenden Häusern zur geringen Freude der Ortsbewohner. Die Bauern mußten sehr auf ihre Hühner achtgeben, denn der Hunger bei diesen Flüchtlingen war groß. Die Strohhaufen, die noch von der Ernte des vergangenen Jahres in der näheren Umgebung des Dorfes standen, wurden arg geplündert, auch kam es häufig zu Flurdiebstählen nach Futterpflanzen, um die Zugtiere nicht verhungern zu lassen. Flüchtlinge ganz besonderer Art waren die Pferde des esterhazyschen Gestütes. Am Gründonnerstag, 29. März 1945, weckte lautes Pferdegetrappel die Bewohner zeitig am Morgen. Eine große Herde verschiedenaltiger und -farbiger Pferde von ungarischen Wehrmachtangehörigen begleitet, durchzogen den Ort. Die Tiere waren stark abgemagert und ungepflegt, manche hinkten. Ein Pferd konnte nicht mehr weiter und brach in der Ortsmitte abseits der Fahrbahn zusammen. Niemand kümmerte sich um das Tier. Es konnte nicht mehr aufstehen, lebte aber noch einige Tage, bis ein Gnadenschuß es von seinem Leiden erlöste. Die im Ort zur Arbeit bei den Bauern stationierten belgischen Kriegsgefangenen mußten es auf einem Acker begraben, hatten aber anschließend einen Festtag, denn dadurch kamen sie auch in den Genuß des von ihnen sehr begehrten, jedoch lang entbehrten Pferdefleisches. Was in diesen Tagen noch klaglos funktionierte, war die Volksschule. Eine junge Lehrerin unterrichtete die Ortskinder vormittags und nachmittags. Diese Kinderschar wurde schon vor den Osterferien durch die Hauptschüler und die schulpflichtigen Gymnasiasten des Dorfes, die die Schulen in Horn besuchten, vermehrt. Hauptschule und Gymnasium — damals hieß letztere „Oberschule“ — hatten bereits zu Beginn der Weihnachtsferien 1944 ihre Pforten geschlossen, ohne Aussicht bald wieder den Unterricht aufnehmen zu können. Brennstoffmangel und Einquartierungen verlängerten die Ferien; es gab die sogenannten Kohlenferien. Im Februar wurde in den Horner Schulen nur wenige Wochen lang zwei Tage für jede Klasse unterrichtet. Meist saß man schon ab 11 Uhr im Luftschutzkeller, denn es war gerade die Zeit der schweren Luftangriffe durch alliierte Bomber auf Wien. Auch diese Schulen wurden sehr bald auf Dauer von der Deutschen Wehrmacht besetzt und die Schulpflichtigen wurden aufgefordert, ihre heimatlichen Volksschulen zu besuchen. Die Eltern dieser Schüler waren über diese Lösung einerseits froh, denn von Zeit zu Zeit kamen bereits amerikanische Tiefflieger — Jagdflugzeuge vom Typ „Lightning“ — in unsere Gegend. So wurde eines Tages der große Schornstein des Sägewerkes Steiner in Horn beschossen und auch die Horner Kaserne, die als Kriegslazarett durch das Rote Kreuz auf dem Dach deutlich als solches gekennzeichnet war, bekam einiges ab. Dabei wurde ein Wachsoldat durch Bordwaffengeschosse getötet. Ein anderes Mal flogen 15 Flugzeuge des gleichen Typs so nieder über Altenburg, daß man sogar die Köpfe der Piloten in den verglasten Kanzeln erkennen konnte. Sie griffen bei Hötzelsdorf einen Munitionszug an. Deutlich konnte man die Explosionswolken von Altenburg aus über dem Horizont erkennen. Da nun die Schüler, die die Horner Schulen besuchten, mittags zu Fuß die fünf Kilometer von Horn nach Altenburg zurücklegen mußten, wären sie in dieser Zeit durch eventuell auftauchende Tiefflieger sehr gefährdet gewesen.

Kurz nach Ostern erhielt der Bürgermeister den Befehl, zur Verteidigung der drei Ortsausgänge Panzersperren errichten zu lassen, die bei Annäherung des Feindes leicht geschlossen werden konnten. Alles was an Arbeitskräften entbehrt werden konnte, mußte dabei mithelfen. Mit den Fuhrwerken der Bauern holte man die zahlreichen Steinhaufen zusammen, die auf den Hutweiden in der Umgebung des Dorfes zu finden waren. Aus dem Stiftswald fuhr man starke Baumstämme heran und legte alles bereit. Ob diese Sperren tatsächlich einem Panzerangriff standgehalten hätten, mußte, Gott sei Dank, nie ausprobiert werden.

Anfangs April bezog eine Kompanie Infanterie die Räume des Stiftes. Ein Angehöriger dieser Truppe, der nach Absolvierung eines Reserveoffizierslehrganges in Znaim im Februar 1945 als Auszubildener zum Grenadier-Ersatzregiment Nr. 482 nach Nikolsburg, dem heutigen Miculov versetzt wurde, berichtet aus seinen Erinnerungen:

„In den ersten Apriltagen des Jahres 1945 — sowjetische Truppen hatten bereits Teile des südlichen Niederösterreich besetzt — brach die deutsche Front in Westungarn zusammen. Die Sowjets standen vor Wien und uns grollte in den Nächten der Geschützdonner der slowakischen Front in den Ohren. Am 6. April rückte daher unser Regiment in vollster Ordnung in drei Tagesmärschen nach Westen ab. Wir staunten nicht schlecht als unsere Kompanie am 8. April 1945 abends Quartier im Barockstift der Benediktiner in Altenburg bezog, meiner letzten Garnison im Zweiten Weltkrieg. Obwohl für uns die Kaiserzimmer, die Bibliothek und die Krypta nicht zugänglich waren, war allein das Wohnen in dem herrlichen Gebäude nach jahrelangem militärischem Zigeunerleben ein unvergeßlicher Eindruck. Trotz des erkennbaren Kriegsendes begann noch einmal der militärische Alltag. Ganz jungen Rekruten und auch älteren Luftwaffensoldaten mußte eine infanteristische Grundausbildung beigebracht werden. Täglich marschierten wir dazu in die das Stift umgebenden Wälder des Kamptales. Unser Eifer war angesichts der militärischen Lage, dessen ganzes Ausmaß nur erahnt werden konnte, und der zu erwartenden Katastrophe, eher mäßig. Um den 20. April — Führers Geburtstag — versuchte ich bei einer Nachrichteneinheit, die mit Funk-LKWs im Stiftshof stand, irgendwelche Informationen über die Lage zu erfahren, von der wir Soldaten ja fast keine Ahnung hatten. Als ausgebildeter Funker wußte ich, daß man so manches Interessante mithören konnte, was nicht für die Truppe bestimmt war. Leider war das einzige, was aus den Kopfhörern kam, die kreischende Stimme des Propagandaministers Dr. Goebbels. Er war von Hitler noch zum Generalbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz und testamentarisch zum Reichskanzler bestimmt worden. Er sprach überhaupt nur mehr vom Wiederaufbau der deutschen Städte, schöner als je zuvor, ohne auf die Situation des Kriegsendes und sein zu erahnendes Inferno auch nur mit einem Wort Bezug zu nehmen. Bemerkenswert war, daß wir nach dem Selbstmord Hitlers, am 30. April 1945, noch feierlich, in den langen Gängen des Stiftes aufgestellt, auf den Nachfolger Großadmiral Dönitz vereidigt wurden.“

Etwa zur selben Zeit — also anfangs April — quartierte sich im Ort auch eine Abteilung der Luftnachrichtentruppe ein. Der Chef dieser Einheit war ein hoher Offizier — Generalleutnant Teichmann — der beim Kaufmann Schödl im Quartier lag. Zu seiner Verfügung stand ein Flugzeug, ein sogenannter Fieseler Storch, der täglich am frühen Vormittag auf dem Stiftsacker westlich des Ortes landete und am Abend seinen Standort wieder verließ. Die Funk-LKWs dieser Nachrichtentruppe waren meist an den Ortsrändern postiert und von einer Einheit ungarischer leichter Flak geschützt.

Auch wurde westlich des Ortes beim sogenannten Zigeunerwäldchen — es wurde so genannt, weil früher hier die Zigeuner und anderes fahrendes Volk ihre Nachtlager aufzuschlagen pflegten — Munition verschiedenster Art gelagert. Die Strohhäufen der Altenburger Bauern wurden als Tarnung verwendet und fremde Bauern mit Pferdewagen brachten Granaten, Geschwornenmunition u. a. dorthin. Diese Fuhrwerker stammten aus dem Weinviertel, teilweise aus Gebieten, die damals die Rote Armee schon besetzt hatte. Der Kontakt mit ihren Familien war längst abgerissen, was diese Menschen besonders hart traf.

Auch eine kleine Einheit SS lag damals im Ort. Wenige Tage nach ihrer Ankunft wurde beobachtet, daß in einer der großen Stifftsscheunen am Westrand des Dorfes Menschen in gestreiften Sträflingskleidern und mit kahlgeschorenen Köpfen festgehalten wurden. Während der Nacht hörten die angrenzenden Bewohner häufig Schüsse. Als der Kommandant der Bewachungstruppe von einer Frau befragt wurde, warum nächtlicherweise geschossen werde, meinte dieser lakonisch: „Da ist immer um einen weniger“. Über das weitere Schicksal dieser bedauernswerten KZ-Häftlinge ist nichts bekannt geworden. Sie zogen nach wenigen Tagen Aufenthalt wieder in Richtung Westen weiter, einer ungewissen Zukunft entgegen.

In den Wochen vor dem Kriegsende gab es immer wieder regen Durchzugsverkehr durch den Ort. Meist fuhren die Kolonnen in Richtung Westen, weg von der Front. Am 13. April 1945 war die Stadt Wien gänzlich von den sowjetischen Truppen erobert worden. Wenige Tage zuvor fiel auf, daß eine größere Anzahl grüngestrichener Feuerwehrautos unser Dorf passierte. Es handelte sich dabei um die Feuerwehrfahrzeuge der Stadt Wien, von denen später ein Teil im Steinbruch von Mauthausen wiedergefunden wurde. Die Insassen dieser Fahrzeuge, aber auch schon vieler Wehrmachtsfahrzeuge, waren nicht nur Soldaten oder Uniformierte paramilitärischer Formationen, sondern auch oft Frauen und Kinder, die die Gelegenheit wahrgenommen hatten, mit abziehenden Truppen das Kampfgebiet zu verlassen. Ungarische Truppen, meist entwaffnet, Nachschubkolonnen der Deutschen Wehrmacht, Flüchtlinge mit verschiedenen Fahrzeugen — vom Ochsenwagen bis zum Personenkraftwagen — lebten die Dorfstraße und versuchten der immer näherrückenden Front zu entkommen.

Das Kriegsende

Am 1. Mai 1945 berichtete der Deutsche Wehrmachtsbericht unter anderem, daß sich im Stadtkern von Berlin die tapfere Besatzung der Stadt auf verengtem Raum um den Führer geschart habe und sich gegen die bolschewistische Übermacht verteidige. Am 2. Mai wurde gemeldet, daß der Führer an der Spitze der heldenmütigen Verteidiger der Reichshauptstadt gefallen sei: „Von dem Willen beseelt, sein Volk und Europa vor dem Bolschewismus zu retten, habe er sein Leben geopfert“. Tatsächlich hatte Hitler am 30. April um 15.30 Uhr seinem Leben ein Ende bereitet, nachdem er in der Nacht vom 28. zum 29. April mit seiner langjährigen Geliebten Eva Braun die standesamtliche Eheschließung vollzogen hatte. In seinem politischen Testament ernannte er den Großadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger als Staatsoberhaupt und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht. Am 4. Mai war der Kampf um die Reichshauptstadt Berlin beendet. Überall wo noch gekämpft wurde, erlahmte mehr und mehr der Widerstand der deutschen Truppen, die Alliierten rückten immer weiter ins Landesinnere vor. Hamburg wurde von den britischen Truppen besetzt, die Amerikaner näherten sich Linz, und die Sowjets waren in Österreich bereits weit über Wien hinaus vorgestoßen und hatten südlich der Donau St. Pölten erreicht. Nördlich der Donau im Wein-

viertel hatten sie das Erdölgebiet erobert und waren bis etwa Laa an der Thaya vorgedrungen, um dort ihren Vormarsch zu stoppen. Einen Tag später wurde in Nordwestdeutschland von der Emsmündung bis zur Kieler Förde sowie in Dänemark auf Befehl von Großadmiral Dönitz einschließlich der gegen England gerichteten Operationen der Kriegsmarine, Waffenruhe mit Feldmarschall Montgomery ausgehandelt. Der Widerstand gegen die Sowjets aber wurde fortgesetzt, wie es im Wehrmachtsbericht hieß, um möglichst viele deutsche Menschen vor dem bolschewistischen Terror zu bewahren. Am 6. Mai trat in Italien nach gegenseitigem Einvernehmen des Deutschen und des Anglo-amerikanischen Oberbefehlshabers Waffenruhe ein. Immer geringer wurde in den folgenden Tagen die Kampftätigkeit. Wo es möglich war, zogen sich die deutschen Truppen in Richtung des Kampfgebietes der westlichen Alliierten zurück, um der besonders gefürchteten Gefangenschaft durch die sowjetischen Truppen zu entgehen.

Auch die Kriegsgefangenenlager, in denen eine große Anzahl alliierter Soldaten verschiedener Nationalitäten festgehalten wurde, wurden aufgelassen und die Insassen zusammen mit ihren Kameraden, die bei Bauern, in Gewerbebetrieben und in Fabriken arbeiteten, nach Westen in Marsch gesetzt. Theodule Milicamp, ein belgischer Wehrmachtsangehöriger, der während seiner Kriegsgefangenschaft fünf Jahre lang beim Bauern Rudolf Scheidl in Altenburg gearbeitet hatte, berichtet über die Zeit seiner Gefangennahme und über seine Heimkehr zu Kriegsende:

„Im Mai 1940 war ich knapp 22 Jahre alt und befehligte eine Abteilung einer Infanterieeinheit. Wir lagen in Stellung an der vordersten Front entlang der Lys, einem Fluß in Nordwestbelgien, der in die Escaut mündet. Infolge eines deutschen Vorstoßes, der durch den Einbruch in die Stellung einer benachbarten Einheit möglich wurde, wurden wir eingekesselt und alle am 26. Mai 1940, zwei Tage vor der Kapitulation der Belgischen Armee, gefangengenommen. Die Deutschen haben uns alles weggenommen, die Waffen, die Munition, die Ausrüstung und sogar die Wäsche zum Wechseln, und man ließ uns nur das, was wir am Körper trugen und den Helm auf dem Kopf. Und nun begann unser langer Weg in die Gefangenschaft. Während des Tages zwangen uns die Wachen in Kolonnen zu marschieren. Für die Nacht brachten sie uns auf Sportplätzen oder in Fabrikshöfen unter, da an diesen Orten die Bewachung am einfachsten war, um Fluchtversuche zu verhindern. Dieser Marsch dauerte mehrere Tage. Nach einiger Zeit erreichten wir Terneuzen, die erste kleine holländische Stadt nordwestlich von Antwerpen. Terneuzen liegt an einem tief ins Land hereinreichenden Meeresarm des Ärmelkanals. Und hier wurden wir auf große Schleppekähne verfrachtet, die ansonsten zum Kohletransport dienten. Über lange Treppen trieb man uns in die Laderäume, wo überall noch schwarzer Kohlenstaub lag, und pferchte uns zusammen, daß wir uns kaum bewegen und schon gar nicht hinlegen konnten. Wir durften während der ganzen Schifffahrt täglich nur einmal der Reihe nach und in Gruppen eingeteilt auf Deck gehen, um unsere Notdurft zu verrichten und etwas Wasser zu trinken, das wir mit einem Helm, der an einem Strick gebunden war, aus Kanister schöpften. Per Schiff überquerten wir so die Meeresarme und fuhren entlang der holländischen Küste. Wir erreichten den Waal, den Mündungsarm des Rheins, wo wir flußaufwärts an Nijmegen vorbei, in Emerich, der ersten deutschen Stadt an der holländischen Grenze, die Schiffe wieder verlassen mußten. Hier gab man uns ein wenig zu essen und zu trinken und verlud uns dann, noch immer gedrängt wie Sardinen in der Dose, in Viehwaggons. Die Fahrt ging nach Österreich. Ich habe ganz Deutschland in dieser fürchterlichen Situation durchquert; ich weiß nicht mehr wie lange das gedauert hat, doch eines Tages wurden wir in Krems an der Donau wieder

ausgeladen. Vom Bahnhof eskortierte man uns zu Fuß in ein Lager, das auf den Höhen um Krems lag und das Gneixendorf hieß. Dieses Lager umfaßte ein großes Gebiet, das umgeben war von mehreren Reihen von Stacheldraht, von elektrischen Drähten, Wachtürmen usw., usw. Im Inneren standen mehrere Reihen von Holzbaracken und viele Zelte. In diesem Lager hat man uns kahlgeschoren, wir mußten die Kleider ablegen, Geld das wir noch hatten, Uhren und Schmuck wurden uns weggenommen, und nachdem wir mit Desinfektionsmittel bespritzt worden und unter der Dusche waren, hat man uns in Zelte eingewiesen. Der bloße Boden war nur wenig mit fauligem Stroh, das voll Ungeziefer war, bedeckt, da vor uns schon Polen und andere Gefangene verschiedener Nationalitäten hier leben mußten.“

Nachdem im Lager einige Wochen vergangen waren, wurden vom Lagerkommando „Freiwillige Arbeitsgruppen“ zusammengestellt. Es meldeten sich viele dazu, denn fast jeder wollte das Lager auf schnellstem Wege verlassen, egal auf welche Weise. So sind etwa 40 Mann von uns, von Posten bewacht, eines Tages in Altenburg eingetroffen. Der erste Kontakt in diesem Ort mit der Zivilbevölkerung erfolgte im Gasthaus gegenüber der Bäckerei (damals Gasthaus Fröschl, Anm. des Autors). Die Bauern, darunter auch Rudolf Scheidl, kamen dorthin, um sich einen der Kriegsgefangenen zu holen, der ihnen als Arbeiter im Familienbetrieb auf dem Bauernhof zusagte. Etwa die Hälfte von unserer Gruppe kam zu den Bauern von Altenburg und Bürgerwiesen, die andere Hälfte wurde dem Stift zugeteilt, um auf den Feldern und im Wald zu arbeiten. Am Anfang brachte man uns alle im Stift unter. Wir verfügten über ein ganzes Stockwerk in einem Gebäude des Wirtschaftshofes gegenüber den Stallungen. Die Posten führten uns täglich mit aufgepflanzten Bajonetten und geladenen Gewehren zu den Bauern und holten uns am Abend wieder ab. In weiterer Folge blieben die Gefangenen, die im Stift arbeiteten, dort, die anderen wurden in einem Hotelzimmer gegenüber der Bäckerei untergebracht, und kurz danach übersiedelten wir in ein unbewohntes Haus am Ortsende, das dem Gastwirt Aubrunner gehörte (Haus Nr. 20, Anm. d. Autors), und zwischen dem Haus von Kargl-Balt (gemeint ist der damalige Besitzer Johann Balt, der eine Kargltochter geheiratet hatte und wegen der Häufigkeit des Namens Balt in Altenburg zur Unterscheidung von der Ortsbevölkerung so genannt wurde, Anm. d. Autors) und dem des ersten Stellvertretenden Bürgermeisters (gemeint ist der ehemalige Ortsbauernführer Alois Trappl, Anm. d. Autors) sich befindet. Für mich war das Leben auf dem Bauernhof im Anfang eher hart, ich war 22 Jahre alt, hatte bis zu meinem 18. Lebensjahr ein Humanistisches Gymnasium und dann die Militärakademie besucht, und ich kannte die Arbeit auf den Feldern kaum. Glücklicherweise hatte ich genug Geschick für die Pflege der Tiere. Aber das Mähen mit der Sense und das Zusammenbinden der riesengroßen Garben mußte Herr Scheidl mir erst mit viel Geduld beibringen. Der Großteil meiner Kameraden hat öfters den Bauernhof oder das Kommando gewechselt. Ich selber bin die fünf Jahre bei der Familie Scheidl geblieben, und es war ohne Zweifel beiden recht.

Endlich im Mai 1945, als die Russen kamen, haben uns die Posten veranlaßt, Altenburg zu verlassen und uns schließlich unserem traurigen Schicksal überlassen. Eines Tages, auf dem Marsch nach Westen, waren sie verschwunden. Wir waren auf uns selbst gestellt, marschierten vor allem in der Nacht quer durch Wald und Felder und versteckten uns bei Tag, um den Russen zu entkommen. In Linz in Oberösterreich erreichten wir die Amerikaner, die uns dann per Flugzeug nach Belgien zurückbrachten. Am 26. Juni 1945 erreichte ich wieder meine Familie zu Hause.“

Am 7. Mai verbreitete sich im Ort unter der Bevölkerung die Alarmnachricht, daß die Russen, die längere Zeit im Weinviertel zwischen Laa an der Thaya und Hollabrunn keine

Versuche unternommen hatten, weiter Raum zu gewinnen, nach dem Westen durchgebrochen wären. Diese Tatsache dürfte auch die Ursache gewesen sein, daß die um Altenburg gelagerten Munitionsbestände nunmehr von der Bewachungsmannschaft gesprengt wurden. Detonationen ertönten rund um den Ort. Rauchpilze stiegen auf, die Strohhaufen unter denen die Munition versteckt war, begannen zu brennen und dunkler Qualm zog über das Dorf hin. Auch die in den Stiftsscheunen am Westende des Ortes gelagerte Munition wurde noch vor dem Abmarsch der Bewachungseinheit zur Explosion gebracht. Dabei ereignete sich ein folgenschweres Unglück. Die Frau des Stiftsgärtners, die 50jährige Sophia Mayerhofer, die, nachdem ihr Mann zum Militär eingezogen worden war, die Gärtnerei weiterführen mußte, befand sich zum Zeitpunkt der Sprengung im Garten, da sie nicht gewarnt worden war. Ein handtellergroßes Stück einer Granate traf sie an der Hüfte. Bevor ihr noch Hilfe geleistet werden konnte, erlag sie dieser schweren Verletzung. Ihr Gatte war wenige Tage zuvor beim Durchmarsch seiner Einheit bei Großburgstall entlassen worden und hatte sich vor den Wehrmachts- und SS-Streifen zu Hause versteckt gehalten. Er, der so vielen Gefahren ausgesetzt war und wohlbehalten den Krieg überstanden hatte, mußte auf so tragische Weise seine Frau verlieren.

Am nächsten Tag, als die Ortsbewohner erwachten und wie gewohnt ihrer Beschäftigung nachgehen wollten, bot sich ihnen ein Bild völliger Auflösung. Während der Nacht waren Truppenteile der Wehrmacht ins Dorf gekommen. Die Soldaten hatten sich, wo es nur möglich war, gelagert, um ein paar Stunden zu schlafen. Am frühen Vormittag sammelten sie sich, um unter Zurücklassung ihrer Waffen und der entbehrlichen Ausrüstungsgegenständen nach Westen weiterzumarschieren. Gewehre, Stahlhelme, Zeltplanen, Gasmasken und kistenweise verschiedenartige Munition lagen herum. Ja, selbst Säcke, vollgefüllt mit Trockengemüse und Mehl waren in die Straßengräben geworfen worden. Am Nordrand des Dorfes brannten Lastkraftwagen, die wegen Benzinmangel oder Motorschäden nicht mehr mitgenommen werden konnten. Am Pflanzsteigberg hatte eine Schreibstube ihre Bestände abgeladen. Bleistifte, Farbstifte, Berge von Papier u. a. wurde angezündet. Manche Ortsbewohner sammelten verschiedene Gegenstände, wie Schreibwaren, Schuhschmiere und alte Soldatenstiefel ein, und in einem Falle wurde auch gegen Lebensmittel von den Soldaten ein fahrbereiter Lkw eingehandelt. Lange konnte der nun glückliche Besitzer dieses Fahrzeuges sich seines Handels nicht erfreuen. Wenige Tage später holten sich die russischen Truppen den Laster wieder ab.

Eine andere tragische Episode zeichnete sich ebenfalls in diesen Tagen in unserer Heimatgemeinde ab. Junge Burschen aus der Umgebung, kaum älter als 16 bis 17 Jahre, meldeten sich bei der im Stift einquartierten Truppe. Vermutlich war es das letzte Aufgebot des Volkssturmes. Ein einsichtiger und mutiger Offizier schickte sie in Zivil nach Hause, da es angeblich keine Uniformen für sie gab. Er schickte sie in einen sinnlosen Tod. Ein ehemaliger Angehöriger dieser Truppe berichtet darüber: „Am 8. Mai erfuhren wir von der Kapitulation. Gerüchte besagten, sie gelte nur gegenüber den Westalliierten, und wir sollten uns zu diesen absetzen. Ein letztes Mal trat die Kompanie in voller Ausrüstung und Waffen im Stiftshof an. Mir fiel auf, daß kein Offizier zu sehen war. Ein Unteroffizier gab den Befehl die Stahlhelme aufzusetzen. Plötzlich kollerte ein Helm vor der angetretenen Einheit auf den Boden. Zögernd folgten die anderen. Die Truppe hatte einen Befehl verweigert, das Ende war da. In kürzester Zeit löste sich die Einheit auf und jeder machte sich selbständig. Auf den Feldern in der Umgebung des Stiftes fiel mir ein riesiger Stadl auf, bei dem reges Treiben herrschte. Als ich eintrat, glaubte ich meinen Augen nicht trauen zu können. Vom

Boden bis zum Dachfirst waren neue Uniformen gestapelt. Sofort zog ich meine verschlissene aus und kleidete mich in neues Fliegergrau. Auf dem Weg nach Westen kam ich in der Umgebung Altenburgs — an den genauen Ort kann ich mich nicht mehr erinnern — an einer riesigen Dorflinde vorbei. Ich erstarrte, als ich in den Ästen die leblosen Körper einiger Jungen hängen sah, die der Offizier unserer Einheit vor wenigen Tagen nach Hause geschickt hatte. Übereifrige Feldgendarmen hatten sie als Deserteure offenbar am letzten Kriegstag exekutiert. Sinnloser und tragischer konnte das Ende nicht mehr sein.“

Wie bereits erwähnt, lagerten in einer der großen Stiftsscheunen, die von den abziehenden Bewachern geöffnet wurden, hochaufgeschichtet Luftwaffenuniformen, Mäntel, Blusen und weiße Arbeitsuniformen. Daneben befanden sich Pionierwerkzeuge, Schuhleder und vieles andere. Das nun herrenlose Gut, vor allem die Uniformen, fand bei der Ortsbevölkerung großen Anklang, und Jahre später noch trugen die Altenburger diese Uniformen als Arbeitskleidung oder umgearbeitet als Mäntel und Anzüge mit modischem Schnitt.

Der Johannishof des Stiftes glich einer großen Ablagerungsstätte militärischer Ausrüstungsgegenstände. Ganz in der Nähe des Stiftes standen drei Geschütze einer Haubitzenbatterie, ordentlich ausgerichtet, mit den Rohren nach Westen zeigend. Die Bedienungsmannschaft hatte sich ihrer entledigt und war mit den Zugmaschinen nach Westen geflüchtet.

Das Barackenlager südlich des Heidenteiches, wo die Bedienungsmannschaft für die Radargeräte untergebracht war, war angezündet worden, nachdem die Luftwaffenhelferinnen bereits Tage zuvor ebenfalls abtransportiert worden waren. Das Lager brannte bis auf die Betonsockel und die aus Ziegeln errichteten Rauchfänge ab. Monate später wurden auch letztere von Altenburger Bauern abgetragen, die die Ziegeln als willkommenes Baumaterial für ihre Häuser betrachteten.

Den ganzen Tag zogen Truppen durch den Ort und warfen entbehrliche Ausrüstungsgegenstände von den Fahrzeugen. Erst gegen Abend trat Ruhe ein. Unser Dorf war Niemandsland zwischen der flüchtenden Deutschen Wehrmacht und den heranrückenden Russen geworden. Das Kriegsende war da. Bereits am 8. Mai hatte der britische Rundfunk die Kapitulation Deutschlands bekanntgegeben, der deutsche Wehrmachtsbericht aber meldete an diesem Tag vor allem noch starke Kampftätigkeit in Mähren bei Brünn und Olmütz. Erst am 9. Mai wurde in einer Sondermeldung bekanntgegeben, daß ab 0 Uhr auf allen Kriegsschauplätzen von allen Wehrmachtsteilen und von allen bewaffneten Organisationen oder Einzelpersonen die Feindseligkeiten gegen alle bisherigen Gegner einzustellen sind. Dies bedeutete die bedingungslose Kapitulation Deutschlands gegenüber den Alliierten.

Mit einem Schlag hatte sich die Situation geändert. Man stellte sich die bange Frage, was wird uns die „Befreiung“ durch die Rote Armee bringen, die ja stündlich erwartet wurde und der durch die Propaganda Goebbels viele Greueltaten nachgesagt wurden. Manche Bewohner begannen die noch vorhandenen Hakenkreuzfahnen aus der Hitlerära zu zerschneiden und daraus Fahnen mit den österreichischen Farben rot-weiß-rot zu nähen. Dabei ergab sich manchmal die heitere Situation, daß dort, wo bei der Hakenkreuzfahne das kreisrunde Emblem mit dem Hakenkreuz aufgenäht war, der rote Stoff nicht ausbleichen konnte und so auf den roten Streifen der österreichischen Fahne je ein dunklerer roter Halbkreis zu sehen war.

LITERATURVERZEICHNIS

Goebbels, Joseph: Tagebücher 1945. Die letzten Aufzeichnungen. Hamburg, Hoffmann und Campe 1977.

- Grobauer, F.J.: Damals vor 40 Jahren: in: NÖN Magazin. Beilage zu den Nö. Nachrichten 116 (1985) Nr. 1-30.
- Kriegler, Wolfgang: Die letzte Garnison. Erinnerungen an das Kriegsende im Stift Altenburg. Brief an den Verfasser. August 1981.
- Milicamp, Théodule: Gefangennahme, Gefangenschaft in Altenburg und Rückkehr nach Belgien. Brief an den Verfasser. 11. Dezember 1985.
- Portisch, Hugo — Riff, Sepp: Österreich II. Die Wiedergeburt unseres Staates. Wien, Kremayr und Scheriau 1985.
- Rabl, Erich: Horn 1945: Kriegsende und russische Besatzung; in: 107. Jahresbericht des Bundesgymnasiums Horn und 51. Jahresbericht des Bundes-Aufbaugymnasiums Horn. Schuljahr 1984/85, Horn 1985. S. 3-18.
- Rabl, Erich: „Horn unter sowjetischer Besatzung“. Ein Augenzeugenbericht des Russisch-Dolmetschs Friedrich Süßmann; in: Horner Kalender 114 (1985) S. 17-35.
- Rabl, Erich: Das Kriegsende 1945 in Breitenreich bei Horn. Ebenda S. 36.
- Rauchensteiner, Manfred: Der Krieg in Österreich 1945 (= Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien. Band 5, Wien, Österreichischer Bundesverlag 2. Aufl. 1984).
- Rosswall, Theo: Die letzten Tage. Die militärische Besetzung Österreichs 1945. Wien, Kremayr und Scheriau 1969.
- Scheidl, Wilhelm: Ein Beitrag zur Ortsgeschichte von Altenburg; in: Horner Kalender 111 (1982) S. 43-48.
- Scheidl, Wilhelm: Gedächtnisprotokoll zu den Ereignissen des Jahres 1945 in Altenburg. Altenburg 1985.
- Schramm, Percy Ernst: Die Niederlage 1945. Aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht. dtv dokumente 2947, München 1985.
- Südmährischer Landschaftsrat: Südmähren, Reiseführer und Landkarte. Geislingen/Steige, C. Maurer 1985.

Eduard Führer

Gratschmayer — eine alte Waidhofner Bürgerfamilie

Gratschmayer ist ein alter verdienstvoller Bürgername von Waidhofen, der Name scheint seit dem Jahr 1592 auf. Aus Anlaß des 300jährigen Bestandes der Familie Gratschmayer gab ein Nachkomme, der Advokat Dr. Anton Gratschmayer, im Jahr 1897 eine „Familienchronik“ heraus. Aus ihr ist ersichtlich, daß in Waidhofen an der Thaya bis zum Jahr 1892 der Name Gratschmayer bestand. Das bedeutendste Mitglied der Familie war Paul Gratschmayer (1698-1780), der Abt im Stiftes Geras war. Über ihn und das Stift Geras hat der bekannte Heimatforscher Pater Alfons Zak, der als Pfarrer in Kirchberg/Wild wirkte, eine handschriftliche Abhandlung verfaßt. Diese befindet sich (eine Abbildung des Abtes Gratschmayer enthaltend) im Archiv des Heimatmuseums Waidhofen/Thaya.

Der erste Gratschmayer mit dem Vornamen Georg war ungefähr 1592 nach Waidhofen an der Thaya gezogen. Im Trauungsbuch der Stadtpfarre Waidhofen an der Thaya erscheint im Jahr 1594 eingetragen, daß Georg Gratschmayer, Seilergeselle, mit des Lederers Johann Troll Witwe, namens Katharina Troll, verheiratet wurde. Vom Bräutigam ist angemerkt, daß er aus Pennickh (Penig) aus Mäuchßen (Marktgrafschaft Meißen), also aus Sachsen, sei. Es ist unbekannt, welche Umstände den Georg Gratschmayer zum Verlassen seiner Heimat und zur Ansiedlung in Niederösterreich bewogen haben. Vielleicht waren es konfessionelle Gründe, vielleicht war es aber nur der in damaliger Zeit eigentümliche Wandertrieb der Gesellen, welcher den Georg Gratschmayer nach Waidhofen brachte und hier, da er es gut fand, seine Hütte aufschlagen ließ. Da er im Jahr 1594 in Waidhofen heiratete, erscheint die Annahme angebracht, daß er schon einige Zeit vorher (es werden zwei Jahre

angenommen, also etwa seit 1592) in der Stadt gelebt und sich nach den Erfordernissen der damaligen Zeit ordentlich betragen hat. Er wird im Taufbuch bei der Eintragung der Geburt seiner Tochter Margarethe „Seiler in Niederthal“ genannt.

Er legte, wie aus einem noch vorhandenen Ratsgerichtsprotokoll hervorgeht, am 5. Mai 1600 unter dem Stadtrichter Paul Landstainer seinen Bürgereid ab, erhielt in Gemeinschaft mit Leopold Fischer im selben Jahr vom Stadtrate das „Harstubenamt“ (Aufsicht über die Flachsbereitung) zugewiesen und wurde im Jahr 1612 Richter im Niedertal. Nach einem gleichfalls noch vorhandenen Ratsprotokoll waren in diesem Jahr in Waidhofen Pelagius Hollfelder Stadtrichter, Lorenz Praschinger Stadtkämmerer, Johannes Brief Stadtschreiber und Georg Gratschmayer Richter in der Vorstadt Niedertal.

Zum besseren Verständnis sei erwähnt, daß zu der in Rede stehenden Zeit die landesfürstlichen Städte freie Selbstverwaltung und eigene Gerichtsbarkeit hatten, während ihnen das früher zugestandene Recht der Selbstgesetzgebung bei fortschreitender Entwicklung der Landeshoheit entzogen worden war. Die Regierung der Stadt lag in Händen des „inneren Rathes“ (analog unserem Stadtrat) und des „äußeren Rathes“ (heute Gemeindeausschuß). An der Spitze dieser „Rathscollegien“ stand der Bürgermeister, welcher je nach der von einer Stadt angewandten Gemeindeverfassung verschiedene Bezeichnungen, z. B. Richter, führte. Der Richter von Niedertal war also der für die Verwaltung dieser Vorstadt bestimmte Vertreter des Stadtrichters (Bürgermeisters). Ein Wort auch noch zum „Bürgereid“. Die Verleihung des Bürgerrechtes war schon seit den ältesten Zeiten ein Vorrecht der landesfürstlichen Orte. Gewöhnlich wurden in den Bürgerverband nur Hausbesitzer und Handwerksmeister aufgenommen, doch war es den landesfürstlichen Städten und Märkten freigestellt, auch anderen Personen die Aufnahme in den Bürgerverband zu bewilligen. Dem Ansuchen mußte ein Geburtsbrief und der Nachweis beigelegt werden, kein herrschaftlicher Untertan zu sein. In Waidhofen an der Thaya betrug die Bürgertaxe, die nach Ablegung des Eides zu erlegen war, von alterher bis zum Jahr 1820 zwei Gulden. Dadurch sollten den landesfürstlichen Städten und Märkten reichliche Einnahmen gesichert werden. Die Taxe floß in das Stadtkammeramt und wurde für Gemeindezwecke verwendet. Erst das neue Gemeindegesetz von 1849 hob die Bürgertaxe und die Geburtsbriefgebühr auf. Das Bürgerrecht war nicht vererbbar.

Nun zurück zu Georg Gratschmayer. Er heiratete im Jahr 1621 als Witwer in zweiter Ehe die aus dem Niedertal gebürtige „Jungfrau Maria Maydessa“, und hat aus seinen beiden Ehen (soweit die Pfarrmatriken vollständig sind) fünf Kinder hinterlassen.

Es würde zu weit führen, in dieser Abhandlung auf die einzelnen Nachkommen genauer einzugehen. Erwähnung sollen aber diejenigen finden, die mit Waidhofen verbunden waren.

Mathias Gratschmayer, ein Sohn Georgs, heiratete 1649 die Bürgerstochter Barbara Leitmayer aus Allentsteig. Er war Seilergeselle, später Meister und erwarb aus Haus in Waidhofen, Böhmgasse Nr. 24 (heute Nr. 6) auf welchem das Seilergewerbe von ihm und seinen Nachkommen bis zum Tod des Seilermeisters Franz Gratschmayer (1837) und auch noch von dessen Witwe Elisabeth geb. Fetzmann ausgeübt wurde. Später ist dieses Haus mit dem benachbarten Posthaus (heute Kaufhaus Schwarz) zu einem Gebäude vereinigt worden. Mathias Gratschmayer hinterließ von seiner Frau Barbara sechs Kinder, von welchen Adam Gratschmayer der Stammhalter wurde. Der am 15. Oktober 1651 geborene Adam wurde mit seiner Frau Sophie, deren Familienname nicht bekannt ist, Vater von 13 Kindern, von welchen der Sohn Josef den Stamm fortzuführen berufen war. Der drittgeborene Sohn

Franz Anton Gratschmayer (geboren am 16. April 1698) trat nach in Krems und Passau absolvierten Studien in den Orden der Prämonstratenser Chorherren in Geras, erhielt den Klosternamen Paul und wurde im Jahr 1746 zum Abt des Klosters Geras gewählt, als welcher er bis zu seinem Tod (1780) nach dem Zeugnis der Klostergeschichte durch Aufführung zahlreicher und ansehnlicher Bauten und Vermehrung des Klostergutes in hervorragend verdienstlicher Weise gewirkt und durch seinen streng klösterlichen Lebenswandel sich ausgezeichnet hat. Unter seiner Klosterführung wurden das Gut Wolkenstein angekauft und sechs Kirchen neu gebaut (Japons, Blumau, Ranzern, Fratting, Drosendorf und Weikertschlag), die Stiftskirche selbst ließ er mit künstlichem Marmor und das Gewölbe mit Maleereien schmücken. Im Stift errichtete er ein Spital für die Armen und setzte das Bürgerspital in Drosendorf wieder instand. Durch 33 Jahre war er Abt des Stiftes und starb, wie erwähnt 1780. In der vom Verein für Nö. Landeskunde herausgegebenen Topographie ist unter Artikel „Geras“ eine ausführliche Lebensgeschichte des Prälaten Gratschmayer enthalten.

Adam Gratschmayer, welcher in den Sterbematriken als „Rathsherr des inneren Rathes“ eingetragen erscheint, starb 1707, seine Witwe Sophie 1725. Der als Stammführer erwähnte Josef Gratschmayer heiratete am 18. Juli 1719 Eva Johanna Margarethe Preiger, eine Sattlerstochter aus Waidhofen. Dieser Ehe entsprossen neun Kinder. In der Erbfolge setzte der am 6. Jänner 1731 geborene Sohn Franz die Reihe der Gratschmayer fort. Seine erste Ehefrau Rosina, geborene Heßl, starb einige Tage nach der Geburt und dem Tod einer Tochter. Von seiner zweiten Frau Maria, geborene Eberl, erhielt er 13 Kinder. Stammträger von diesen Kindern wurde der am 14. Jänner 1770 geborene Karl Gratschmayer. Sein Bruder Franz war der letzte Seilermeister aus dem Haus Nr. 24 (Nr. 6) in der Böhmgasse.

Karl Gratschmayer war ein streng rechtlicher Mann. Seine Frau Maria Anna Krammer, eine Müllerstochter aus Pulkau schenkte ihm neun Kinder. Für ihn war schon im Jahr 1784 das Haus Nr. 22 (heute Wais-Osina) in der Böhmgasse gekauft worden, womit ein Gastgewerbe verbunden war (Gasthaus zum Adler). Auf diesem Haus betrieb er mit seiner Frau die Gastwirtschaft, bis er am 20. Februar 1830 vom Tischler Mathias Gaug das Haus Nr. 20 am Hauptplatz um den Kaufpreis von 1200 fl.C.M. übernahm, worauf er — ein Angehöriger der Weberzunft — bis zu seinem Tod einen Leinwandverschleiß führte. Das Haus Nr. 20 ist heute mit dem Sparkassengebäude verschmolzen. Das von ihm geführte Gasthaus war — insbesondere unter seinem Nachfolger und Sohn Karl — das erste der Stadt und das Absteigequartier der damals häufig durchreisenden „Herrschaften“.

Karl Gratschmayer stürzte, 89 Jahre alt, im Gedränge einer kirchlichen Prozession, an der er teilnahm, über die Steinstufen die von der Straße zur Spitalskirche hinabführen und erlitt dabei so schwere Verletzungen, daß er mehrere Tage darauf, am 13. Oktober 1858, starb.

Karl Gratschmayers Sohn, nach dem schließlich die Straße in der Nordsiedlung benannt ist, wurde am 30. Mai 1802 geboren. Er heiratete in erster Ehe am 28. August 1832 Anna Eggart, eine Müllerstochter aus Langegg, und nach deren im Jahr 1844 erfolgtem Tod, im Oktober 1845 Aloisia Braun von Groß Siegharts. Beide Ehen blieben kinderlos.

Er führte, wie bereits erwähnt, auf dem im Jahr 1830 vom Vater übernommenen Haus Nr. 27 in der Böhmgasse das Gastgewerbe weiter, verkaufte es aber nebst dem Haus wegen der Kränklichkeit seiner Frau, worauf er, da er wie sein Vater ein Angehöriger der Weberzunft war, auf dem am 6. Juni 1843 von Franz Schiefer gekauften Haus Nr. 92 in der Schulgasse (heute Niederleuthnerstraße 13 — Wenger) einen Leinwandausschnitt errichtete. Diesen Betrieb führte er bis zur Übergabe an seinen Neffen Ignaz Gratschmayer am 1. Oktober

1861. Karl Gratschmayer ist als Gründer der Sparkasse Waidhofen an der Thaya anzusehen, insofern er durch seine Eingabe an den Magistrat vom 23. Dezember 1838 den ersten Schritt zu ihrer Gründung tat. Die Bittschrift hatte folgenden Inhalt: Der Gefertigte bittet im Namen mehrerer Bürger um Genehmigung, einen Aktienverein bilden zu dürfen, welcher vorläufig nach beiliegendem Formulare gebildet werden wird. Um den ganzem Unternehmen ein festes Vertrauen, besseren Anklang zu höheren Wert zu geben, drückt er auch den Wunsch der Gesellschaft aus und wagt die Bitte, wenn auch ein löblicher Magistrat durch ihren Beitritt zu diesem Verein denselben würdigen möchten.

„Einen so löblichen Magistrat ganz gehorsamster Carl Gratschmayer jun.“

Durch die Gründung der Sparkasse im Jahr 1842, nach Hollabrunn die zweite in Niederösterreich, wurden die Sparsamkeit und die Wirtschaft der Heimat mächtig gefördert und sie hat viel zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken beigetragen. Insbesondere ist die Entwicklung der Stadt Waidhofen an der Thaya mit der Sparkasse auf das engste verknüpft. Vieles was in der Stadt und auch für den ganzen Bezirk geschaffen wurde, wäre ohne Sparkasse überhaupt nicht möglich gewesen. Es wurde der Bau der Schulen, insbesondere des Gymnasiums, des Krankenhauses, der Lokalbahn, des E-Werkes, von Kanal- und Wasserleitung, Kirchenrenovierung u. a. durch Spenden ermöglicht. So gesehen ist Karl Gratschmayer einer der „Baumeister“ der Stadt.

Aus der Chronik der Sparkasse kann entnommen werden, daß im Sparkassenverein, der am 1. März 1842 seine Tätigkeit begann, Karl Gratschmayer zunächst Ausschußmitglied, dann ab 1851 Vizedirektor und endlich Direktor in den Jahren 1859 bis 1862 war.

Er verschied am 11. Mai 1884 an Altersschwäche. In seinem Testament vom 20. Juni 1882 bedachte er arme Bürger der Stadt mit einem Legat.

Die Linie der Gratschmayer in Waidhofen führte Franz Gratschmayer fort. Er war am 5. Dezember 1797 geboren, erlernte in Horn die „Handlung“, praktizierte in Drosendorf, Stockerau und Wien und pachtete schließlich am 13. Dezember 1824 von Frau Elisabeth Bauer in Waidhofen die Eisenhandlung auf dem Haus Nr. 21 am Hauptplatz (heute Kaufhaus Hofmann). Am 22. Oktober 1827 kaufte er dieses Haus samt Eisenhandlung um 5200 fl.C.M. und heiratete am 13. Jänner 1829 Franziska Mosee, eine Kaufmannstochter von Stetteldorf. Aus dieser Ehe entstammten sieben Kinder. Franz Gratschmayer wurde im Jahr 1833 in den Bürgerausschuß gewählt und bekleidete später durch längere Zeit das Amt eines Magistratsrates. Er war ebenso wie sein Bruder Karl gründendes Mitglied der Sparkasse und Hauptmann der städtischen Bürgerschützengarde (1838-1842) und starb am 18. November 1862 im 65. Lebensjahr. Sein Bruder Josef war ebenso wie Karl Mitglied des Bürgerkorps. Im Jahr 1799 war der in Waidhofen an der Thaya bestehende Schützenverein in ein uniformiertes und bewaffnetes Bürgerkorps umgewandelt worden. Es zählte damals 40 Mitglieder und hielt am 26. Oktober 1806 seine Fahnenweihe, wobei Hauptmann Josef Gratschmayer mit folgendem Spruch geehrt wurde (Ehrentafel im Museum):

Heil Dir, Haupt der Kompagnie!
Heil Dir, dem Lob gebührt,
Der eifrig und mit treuer Müh'
Fünf Jahr' dies Chor geführt!
Er hat von Grad zu Grad hinauf
Sich bis zum Chef geschwungen.
Glaub, Chef, daß dieses Chores Sinn

Nur dahin zielt zu gehen;
Dich länger noch und fernerhin
An seiner Spitz' zu sehen
Doch droht das harte Schicksal schon,
Dich von dem Chor zu trennen.
Nimm hin, o Vater, als den Lohn
Dies Denkmal von den Söhnen!

Da nach dem Tod der Eltern Franz und Franziska Gratschmayer keines ihrer Kinder das Haus Nr. 21 samt Geschäft übernahm, so wurde dasselbe im Jahr 1864 um 10000 fl. ö.W. an Karl Stippl verkauft. Zwei der Kinder die mit der verwitweten Mutter im Geschäft tätig waren, verließen nun Waidhofen, während der älteste Sohn Ignaz und die übrigen Töchter (diese infolge Verheiratung) schon längst fortgezogen waren und der jüngste Sohn Anton wegen seiner Studien sich in Wien aufhielt und später als Advokaturskandidat nur kurze Zeit in seiner Vaterstadt verweilte. Nur der Sohn Ignaz, kehrte im Jahr 1865, wie erwähnt, nach Waidhofen zurück, um das Geschäft des Onkels Karl Gratschmayer in der Schulgasse Nr. 92 (Niederleuthner Straße Nr. 13) zu übernehmen. Er nahm nach dem Tod seiner Frau Anna, geborene Petscher aus Wien, deren Schwester Amalia zur zweiten Ehefrau und zog am 17. September 1882 nach Verkauf seines Hauses nach Wien. Während seines Waidhofener Aufenthaltes war er im Gemeindeausschuß, war Kurator der Sparkasse und Verwaltungsrat der Lokalbahn Schwarzenau-Waidhofen. Schließlich starb er im Juli 1903. Mit dem Jahr 1892, in welchem Ignaz Gratschmayer Waidhofen verließ, hat die Familie Gratschmayer 300 Jahre ihres Bestehens in dieser Stadt erfüllt.

Der Werdegang und die Familiengeschichte der Gratschmayer wurde deshalb etwas ausführlicher geschildert, da die Geschichte einiger Häuser der Stadt mit diesem Geschlecht in Zusammenhang stehen und daher doch für manchen Leser von besonderem Interesse ist.

QUELLEN

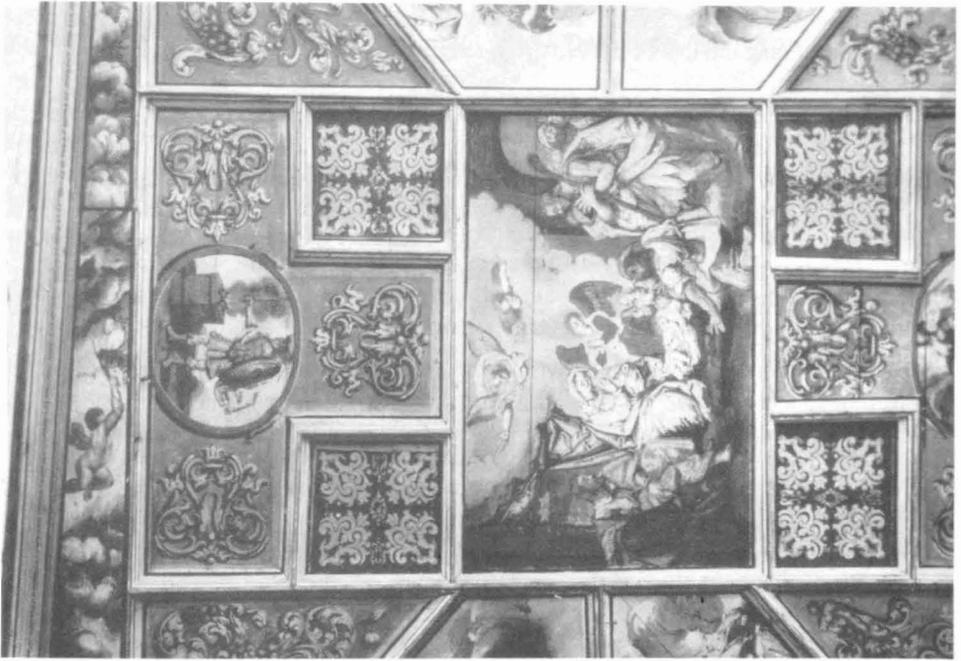
„Geschichte der Pfarre Waidhofen“, „Waidhofner Heimatbuch“, „Chronik der Stadt Waidhofen an der Thaya“, „Chronik der Familie Gratschmayer“, „Festschrift — 90 Jahre Sparkasse Waidhofen an der Thaya“, „Festschrift — 800 Jahre Waidhofen an der Thaya“.

Wolfgang Bruckner

Schloß Leiben — Rittersaal

Durch mehrere Jahre war der Rittersaal des Leibener Schlosses verödet. Die Holzdecke war demontiert und zur Restaurierung im fernen Kärnten. Inzwischen wurden im Auftrag der Österreichischen Bundesforste (als Hausherr) das Schloßdach erneuert, der Fußboden des Saales ausgebessert und die Fenster saniert. Daraufhin konnte die inzwischen restaurierte Kassettendecke wieder eingebaut werden.

Von 1617 — 1661 waren die Geyer von Osterburg (im Dunkelsteinerwald) Besitzer der Herrschaften Leiben und Weitenegg. Unter Hans Christoph Geyer erhielt das Schloß Leiben im wesentlichen seine heutige Gestalt. Das Stiegenhaus in der Nordostecke des Innenhofes führt zu den ehemaligen Repräsentationsräumen, in den Palas. Die Räumlichkeiten des zweiten Geschosses sind zum Teil gewölbt, zum Teil mit Flachdecken oder Kassettendecken (zwei Räume) versehen. Der Saal aus der Zeit nach 1600 ist ein langgestreckter Raum mit glatt verputzten Wänden, hohen Fenstern in tiefen Nischen, reich geschnitzten Türstöcken aus der Spätrenaissance, die ähnlich denen von Greillenstein sind und mit mächtigen Supraporten hoch über den Türsturz reichen. Die bemalten Holzdecken sind durch profilierte Stege in Kassetten unterteilt.



Ausschnitte aus der Kassettendecke des ehemaligen Betsaales im Schloß Leiben (heute Vorraum zum Rittersaal)

(Foto: H. G. Balack)



Das große Rechteck der Saaldecke ist in ungleich große Felder zerlegt, die sich in regelmäßiger Anordnung um das Mittelfeld gruppieren. Die meisten Felder enthalten mythologische Szenen, nur die kleineren sind ornamental gefüllt. Die 25 Bilder aus der griechischen Mythologie zeigen die Gottheiten Athene und Juno, Apollo und Daphne, Herkules im Kampf mit der Hydra, Einschläferung und Tötung des Argus, daneben mehrere Cherusköpfe. Das Mittelfeld in der Saaldecke enthält ein gemaltes Doppelwappen (Allianz — Wappen), das sich auf Hans Christoph Geyer von Osterburg und seine Gemahlin Polyxena bezieht. Auch der Vorraum zeigt Bilder in den Kassetten mit Darstellungen der Geburt Christi; an den Ecken sind es Landschaftsbilder. Der protestantische Geyer von Osterburg benützte diesen Vorraum als Betsaal an Stelle der früher westlich davon befindlichen Kapelle zur hl. Ida.

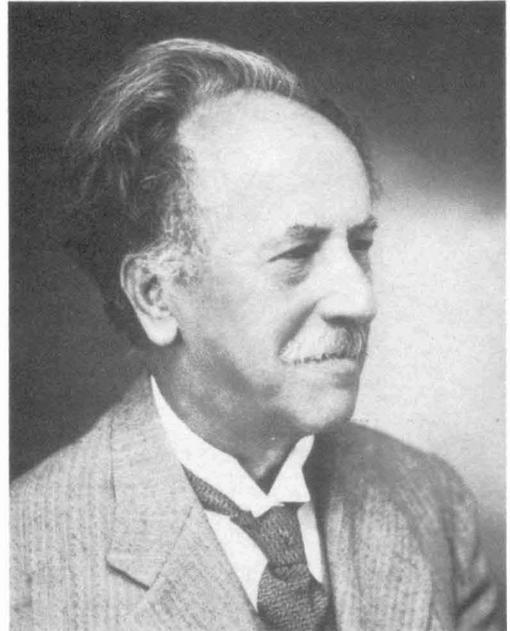
Der Abschluß der Restaurierung wurde von der Marktgemeinde und dem Verschönerungsverein Leiben genützt, im Rittersaal eine sehr interessante Fotoausstellung „Leiben einst und jetzt“ zu veranstalten. Zahlreiche Besucher konnten Saaldecke und Ausstellung bewundern.

Berthold Weinrich

Adolf Kirchl

Zur Wiederkehr seines 50. Todestages am 21. Oktober 1986

Vieles verbindet den Wiener Männerchorkomponisten und -dirigenten Adolf Kirchl mit dem Waldviertel, dem er sich zutiefst verbunden fühlte und das schließlich zu seiner Wahlheimat wurde. Seine Vorfahren väterlicherseits stammen aus Großpurgstall unweit von Horn. Der junge Musiker verbrachte vor dem Ersten Weltkrieg mit Eltern und Geschwistern viele Sommer in Zwettl-Oberhof in der idyllischen, am Waldrand an der Straße nach dem Stifte gelegenen Villa Blaß (seit 1916 Villa Weinrich), bis er im Jahr 1913 durch Ankauf einer Villa in Zwettl ansässig wurde und mit seiner Familie dort sieben Jahre ständigen Aufenthalt nahm. Erst 1923 kehrte er wegen des Studiums seiner drei Söhne nach Wien zurück. Die Sommermonate bis zu seinem im Jahr 1936 erfolgten Tod verbrachte er in der Folge immer in seinem Tuskulum in Zwettl, wo auch eine große Zahl seiner schönsten Werke entstand.¹⁾



Prof. Adolf Kirchl 1858-1936

(Foto von 1930: Lux, Zwettl)

Adolf Kirchl wurde am 16. Juni 1858 in Wien als Sohn eines Bankbeamten geboren und erhielt schon frühzeitig eine gediegene musikalische Ausbildung. Nach Abschluß der Oberrealschule und Ausbildung als Lehrer an der Lehrerbildungsanstalt zu St. Anna in Wien wandte er sich dem Lehrberuf zu, versäumte aber nicht, seiner Neigung folgend, durch Studium von Musiktheorie und Kontrapunkt sich in seinem Lieblingsfach Musik weiterzubilden und zu vervollkommen. Schon früh zeigte sich seine schöpferische Begabung und seine besondere Vorliebe für den Chorgesang, die in einer Vielzahl von Werken für dieses Genre Ausdruck fand. Seine Kompositionen (Lieder, Klavierstücke und vor allem die Werke für Männer- und Gemischten Chor) erschienen in Musikverlagen in Wien und Deutschland und vor allem in der zu dieser Zeit sehr geachteten und weitverbreiteten „Deutschen Kunst- und Musikzeitung“ und machten seinen Namen und sein Werk schlagartig im gesamten deutschen Sprachraum bekannt. Adolf Kirchl veröffentlichte in der Folge über 200 Männerchöre, von denen viele ungemein populär wurden und zum eisernen Repertoire jedes Männergesangsvereines zählen, gegen 50 Frauenchöre und Gemischte Chöre, stilgerechte Chorbearbeitungen von Volksliedern, eine Anzahl Lieder und Klavierkompositionen, viele Kinderlieder, ein bis zum Zweiten Weltkrieg in den Volks- und Bürgerschulen obligatorisch vorgeschriebenes Schulliederbuch, das sich auch außerhalb des Schulbetriebes großer Beliebtheit erfreute, und ein Schubertbuch für die Jugend. Kirchl war auch der Wiedererwecker der „Schulbertiaden“, jener intimen musikalischen Veranstaltungen, welche die Pflege des Werkes Franz Schuberts zum Gegenstand hatten. Eine Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen über Musik in Fachzeitschriften stammt aus seiner Feder. Sein Schaffen für den Chorgesang zeigt eine große Mannigfaltigkeit und Breite: tiefempfundene Chorwerke, die den Geist Franz Schuberts atmen, Sakrales, effektvolle Chorballaden, stilgerechte Volksliedbearbeitungen und zuletzt seine humoristischen Quartette sowie Chöre und seine Lieder in niederösterreichischer Mundart. Hier sind die Vertonungen von Gedichten des niederösterreichischen Mundartdichters Moriz Schadek zu nennen, die in den Vereinen am Land sehr beliebt sind und gerne gesungen werden. Besonders der Chor „s' Waldviertel: Wo anders kann's scho schöner sein“ ist eine poetisch-musikalische Liebeserklärung an das Waldviertel. (Nach Schadek ist ein Museum in Waidhofen an der Thaya benannt.)

Neben der kompositorischen Arbeit ging die künstlerische Tätigkeit als Dirigent in den Gesangsvereinen Hand in Hand. Im Jahr 1889 übernahm er die Chormeisterstelle im Neubauer Männergesangsverein und der Wiener Liedertafel und erregte durch seine Eigenart und sein den Durchschnitt weit überragendes Können die Aufmerksamkeit der musikalisch interessierten Kreise. So konnte es nicht ausbleiben, daß der Wiener Schubertbund, einer der angesehensten und größten Vereine Wiens, Adolf Kirchl im Jahr 1891 die künstlerische Leitung anvertraute. Unter seiner Leitung, die er bis zum Jahr 1916 innehatte, erreichte der Verein seinen ersten künstlerischen Höhepunkt und stellte sich an die Spitze der größten und bedeutendsten Männerchöre deutscher Sprache. Beigetragen zu diesem großen Erfolg, der sich auch in dem Anwachsen der Mitgliederzahl des Vereines von 200 auf 400 Sänger dokumentierte, haben die großen Sängerreisen des Vereines unter seiner Führung in die Schweiz, nach Deutschland, Frankreich, Dänemark, Norwegen und nach dem Süden. Rudolf Schmidt schreibt über den Dirigenten Adolf Kirchl: Er war ein Dirigent in des Wortes wahrster Bedeutung. Er leitete, lenkte, führte seine Schar, die ihm blindlings vertrauen konnte, er übertrug seinen Willen und seine Gefühle auf die Sänger, und wenn man den ganzen, großen Gesangkörper als ein Rieseninstrument betrachtet, so war Kirchl der Virtuose,

der dieses Instrument mit kunstgeübter Hand beherrschte, sodaß es seinen innersten Regungen gehorchte und ihnen nach außen hin Ausdruck verlieh. Kirchl dirigierte nicht bloß klar und verständlich, nicht nur geistreich und virtuos, sondern mit ganzem Herzen, und diese so köstliche Eigenschaft war es, der er seine Bedeutung und der von ihm geleitete Wiener Schubertbund seine Größe verdankte. Bewunderungswert waren seine geniale Art der Auffassung musikalischer Werke, sein guter Geschmack bei der Auswahl der zu studierenden Chöre und die einzigartige Weise, die das Studium und die Einprobung der Werke zum Genuß erhob. Kirchls Art zu studieren und zu dirigieren machte Schule und eine große Anzahl von Wiener Chorleitern ist aus dieser Schule hervorgegangen.²¹

Neben seiner Tätigkeit im Wiener Schubertbund war Kirchl noch Chorleiter bzw. Bundeschorleiter des „Niederösterreichischen Sängerbundes“, des „Gauverbandes der Gesangsvereine Wiens“, des „Kupelwieserchores“ und des „Wiener Sängerbundes“. In den Jahren 1901 bis 1907 leitete Kirchl als erster Kapellmeister die volkstümlichen Konzerte des Wiener Konzertvereines.

Adolf Kirchls vielseitiges Wirken auf künstlerischem Gebiet fand durch Auszeichnungen der verschiedensten Art sichtbare Anerkennung: er war Träger der Goldenen Medaille mit dem Allerhöchsten Bildnis und Wahlspruch, des Österr. Goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone, des Ritterkreuzes des Franz-Josef-Ordens und des Goldenen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich. An ausländischen Orden wurden ihm verliehen: der Königl. Preuß. Rote Adlerorden, die Königl. Bayr. Prinzregent-Luitpold-Medaille in Bronze und das Ritterkreuz des Königl. Schwedischen Wasaordens I. Klasse.

Die Gemeinde Wien ehrte Kirchl durch die Ernennung zum Bürger der Stadt Wien, durch Verleihung der Großen Goldenen Salvatormedaille der Stadt Wien, durch Widmung eines Ehrengrabes auf dem Wiener Zentralfriedhof, durch Anbringung einer vom Akad. Bildhauer Prof. Griener geschaffenen Marmortafel mit Büste an einem Haus in Wien III., Baumangasse (ehemals Adolf Kirchl-Gasse) und schließlich durch Benennung eines Straßenzuges im X. Wiener Gemeindebezirk nach seinem Namen.

Die Stadt Zwettl ernannte ihn 1924 zum Ehrenbürger, brachte 1928 eine Marmortafel an seinem Haus in Zwettl an und benannte die Straße, in der das Wohnhaus liegt, nach ihm. 1949 erfolgte die Umwidmung des Friedrich Jahn-Denkmal an der Promenade in Zwettl in ein Adolf Kirchl-Denkmal bei gleichzeitiger Anbringung eines Bronzereliefs des Akademischen Bildhauers Prof. Robert Ullmann.

Im Jahr 1924 wurde Adolf Kirchl durch das Bundesministerium für Unterricht durch Verleihung des Professortitels ausgezeichnet.

Neben diesen, von öffentlichen Stellen verliehenen Auszeichnungen und dargebrachten Ehrungen, war Kirchl Ehrenmitglied oder Ehrenchorleiter von über 200 Vereinen und künstlerischen Institutionen.

Im Waldviertel fanden in letzter Zeit einige beachtenswerte Aufführungen von Werken Adolf Kirchls statt. Am 10. September 1982 spielte der Organist Dr. Thomas Daniel Schlee anlässlich eines Orgelkonzertes in der Zwettler Stadtpfarrkirche die Marienlieder op. 32 und erntete damit großen Beifall. — Die Berliner Liedertafel unter ihrem Dirigenten Marek Bobéth führte im Chor- und Orgelkonzert in der Zwettler Stiftskirche am 25. September 1985 das großangelegte „Te Deum“, op. 50 für Soli, Männerchor, Blechbläser und Orgel in einer vorbildlichen Einstudierung auf. Das Werk wurde tags vorher in Prag in der Nikolaikirche, ebenfalls mit großem Erfolg, aufgeführt. Inzwischen gelangte das Werk im

Frühjahr 1986 in der Gedächtniskirche in Berlin neuerdings zur Aufführung und ist seither im ständigen Repertoire der Berliner Liedertafel.

Die Werke Adolf Kirchls zeichnen sich durch tiefe Musikalität und echtes Musikantentum aus — in seinen volkstümlichen Chören und Quartetten spricht uns köstlicher, ungekünstelter Humor an. Sein Andenken und sein Lebenswerk werden weiterbestehen, solange sich Menschen zu gemeinsamen Singen zusammenfinden.

QUELLEN

¹⁾ Adolf Kirchl: Chronik der Familie Kirchl

²⁾ Rudolf Schmidt: Deutscher Sänger — Kalender 1928, Festaussgabe mit Schubert-Almanach, Band I, Seite 311

Frieda Mauritz

Der Einleger

Das Leben eines armen Bauernbuben vor dem Zweiten Weltkrieg

Toni brachte es nur bis zum Halter und der blieb er sein Leben lang. Seine Eltern waren Kleinbauern. Ihr Grundbesitz reichte, um drei Kühe, etliche Ziegen und Schweine zu halten. Sieben Kinder tummelten sich in der Stube, unter ihnen auch das Bübl, das sich körperlich recht gut entwickelte, aber daß er geistig zurückgeblieben war, das merkten die Eltern erst so nach und nach. Sie hatten und nahmen sich auch gar nicht die Zeit, sich mit dem Kind eingehender zu beschäftigen. Erst als es mit drei Jahren noch immer nicht recht reden konnte und den Mund, aus dem gerne der Speichel rann, gar nicht zumachen wollte, da merkten sie erst so richtig, daß es, wie man hier sagte „oaschwa“ (geistesschwach) war.

Aber trotzdem schien der Bub kein Problem für die Eltern. Denn er entwickelte sich körperlich recht gut und versuchte sogar, mit den Kindern Holz zu tragen und wie sie die Scheiteln in die Ofenlücke zu legen, was ihm freilich nicht immer gelingen wollte. Aber das ständige Beispiel der Geschwister spornte ihn an. Weil er ja lange nicht rein wurde und mit sechs Jahren noch nicht an eine Hose gewöhnt war, riet der Lehrer, doch mit den Schulgehen noch ein Jahr zu warten.

Damals, zu Beginn dieses Jahrhunderts, war von einer Sonderschule natürlich noch keine Rede. Sondern da traten eben diese geistig zurückgebliebenen Kinder auch in die erste Volksschulklasse ein. Die alten Schulmeister hatten damals für sie oft eine Engelsgeduld und brachten ihnen doch einigermaßen lesen und soviel schreiben bei, daß sie wenigstens ihr Leben lang ihren vollen Namen schreiben konnten. Freilich kamen sie meist nicht über die erste Klasse hinaus. Aber trotz allem waren diese Kinder damals nicht einmal für die Eltern eine besondere Last. Denn zum „Halten“ (Kühe hüten) und für Patscharbeiten — die gab es doch bei jedem Hof zur Genüge — waren sie gerade recht. Und vor allem, man brauchte sie nicht zu bezahlen. Denn Kost und Quartier hatten sie und mehr verdienten sie sich nicht.

Diese Wesen brachten es nicht einmal bis zum Knecht, sondern sie blieben — wie ich schon anfangs erwähnte —, ihr Lebtag Halter.

Und so war es eben auch bei unserem Toni. Etliche Jahre nach der Schule verblieb er noch am elterlichen Hof, wo er neben kleineren Arbeiten in Küche und Hof, besonders gerne im Stall verwendet wurde. Vor allem die Entfernung des Mistes oblag ihm. Außerdem schleppte er in den großen Schwingen und Butten das Futter für die Tiere herbei, denn er war ja groß und stark. Im Winter beim Holzen, wenn die anderen die gefälltten Bäume „aus-schnarteten“ (von den Ästen befreien), zog er die langen Äste durch den oft tiefen Schnee zum Arbeitsplatz. Obwohl er all das schaffte, hörte er nie ein anerkennendes Wort. Seine Arbeit wurde als selbstverständlich gewertet. Wärme, die er suchte, fand er nicht bei den Menschen, sondern bei den Tieren im Stall. Die verstanden ihn sogar, wenn er auch nicht deutlich mit ihnen redete. Sie erwiderten sein Streicheln, daß sie ihm oft dafür seine Hand mit der Zunge beleckten. Dafür steckte er ihnen wieder ein zusätzliches Büschel Klee zu, das sie gemütlich mit der Zunge in's Maul drehten. Wenn die Geißen und Schafe nach ihm blökten, beeilte er sich, ihnen so rasch wie möglich das Futter hinzustellen. Dabei gingen ihm die Katzen nach und versuchten, ihm um die Beine zu schmeicheln, denn sie wußten, daß er ihnen aus dem Zuber frische kuhwarme Milch bringen werde. Und so waren sie alle mit-sammen verbunden. Der Bub und das Vieh. Seine ganze Liebe übertrug er auf die Tiere. Wir können uns denken, daß er ein guter, ja ein ausgezeichneter Halter war. Der beste weit und breit.

Als solchen nahm ihn auch der Stelzlbauer, obwohl der Bua schon über zwanzig Jahre war, bei sich auf. Weil er eben selbst keine Arbeit anstellen konnte, dazu reichte eben sein geistiges Vermögen nicht aus, mußte er das Vieh hüten und wie schon einmal erwähnt alle anfallenden „Patscharbeiten“ tun. Für sich beanspruchte Toni nichts, schon gar nichts, obwohl er viel Dreckarbeit leistete.

Er mußte ja froh sein, auf dem Hof sein zu können. Zu Essen hatter er: wenn auch das Bröckl Fleisch, das er bekam, nicht groß war, aber es war „foast“ (fett) und da brauchte er nicht so viel. Doch an Stosuppe, Erdäpfel und Brot fehlte es ihm nicht. Und ein Gewand? — Das bessere für Sonn- und Feiertage hatte er von seinem Vater, dem der Anzug etwas zu eng und daher zu unkommod (unbequem) war. Das „Werdagwand“ (Gewand an Werktagen) — Hose und Jankl trug er täglich. Ein blauleinernes „Fürta“ sollte nicht nur die Hose schützen, sondern verdeckte auch den Schlitz, der meist nur schlampig zugeknöpft beziehungs-weise offen war. Wie diese Hose, die er tagein, tagaus im Haus, Stall und auf dem Acker trug, aussah, das können wir uns denken. Hätter er sie ausgezogen und hingestellt, sie wäre sicher nicht umgefallen. Das Hemd trug er wochenlang, bis es von dem vielen „Tränzen“ (tröpfeln — vertröpfeln) vorne ganz steif war. Nicht zu reden von der Unterhose, die er trug, bis sie vom Körper herunterfiel. Dasselbe ist auch von den Socken zu sagen. Die zwar aus reiner Schafwolle waren, aber angezogen wurden, bis die bloßen Zehen und Fersen gänz-lich durch waren und die Holzschuhe dann doch im Winter zu wenig Wärme boten.

Im Sommer brauchte der Bua ja überhaupt kein Schuhwerk, da ging er einfach barfuß. Ob das im Stadl war oder im Hof, wo vom Misthaufen stets eine braune Brühe weglief oder im Stall, das war gleichgültig. Wenn auch zwischen den Zehen der Dreck quoll, es störte niemanden. Und was war am Abend, wenn er schlafen ging? Sein Bett stand im Sommer in der Futterkammer. Es war ein elendiges „Nest“ mit Stroh und Fetzen. Ob er sich da vor dem Niederlegen mit einem Büschel Heu die Füße abwischte oder nicht, die Kleidung aus-zog oder sich gleich so wie er von der Arbeit kam, in das Stroh legte, das überprüfte niemand.

Zeitlich im Herbst übersiedelte er mit seiner Bettstatt in den Stall, auf einen leeren Stand der Kälber. Da war es wenigstens schön warm und die Tiere, wie ihre Ausdünstung, störten ihn nicht.

Körperpflege wurde hier auf dem Hof ganz klein geschrieben. Wenn die Sef nicht Toni öfter zugeredet hätte, sich zu waschen und das im „Kuchlgrant“ (Steintrog mit zufließendem Wasser), er selbst hätte immer darauf vergessen. Nur sonntags nicht, denn ungewaschen wollte ihn die „Dirner“ (Dirn — Magd) nicht mit zur Kirche nehmen. Ja, da ließ er sich sogar vom Bauern den Bart abscheren, nur daß ihn die Weiber mit nach Arbesbach nahmen.

Denn da in der Kirche gab es für ihn viel zu sehen und zu hören. Von Jesus, der viel leiden hätte müssen. Da ging es ja ihm im Vergleich noch recht gut, denn eine Dornenkrone setzte ihm doch bis jetzt noch niemand auf und auch ein Kreuz mußte er nicht schleppen.

Später dann im Wirtshaus sah er die Männer beim Tisch sitzend oder herumstehend, manchmal auch rauchend. Da konnte er sich nicht genug schauen, wenn er auch rückwärts bei der Tür stand, er sah sich genug. Hatte er vielleicht den Wunsch, es auch einmal so wie sie zu treiben? Kann sein. — Jedenfalls war ein gefundener Tschick für ihn etwas ungemein Wertvolles und er versuchte, wenn es, Gott sei Dank, ein längerer war, ihn mit Hölzln, die er vom Ofenmäuerl aus der Kuchl hatte, anzuzünden und zu Ende zu rauchen. Selbst eine Zigarette zu „wuzeln“, dazu brachte er es nie.

Später, schon im reifen Mannesalter, kam er darauf, den Tabak viel besser auszuwerten durch „matschkern“. Das heißt, den Tabak der aufgelösten „Tschicks“ durch Anfeuchten teils mit Speichel, besser noch mit Pfeifenröhlsaft zu einer festen Kugel zu drehen, um diese dann im Mund zu kauen. Und das lange und gemütlich. Wenn auch oft der „Matscher“ sich in den Mundwinkeln sammelte, das störte Toni nicht. Selbst beim Kühehüten, das vom Frühjahr bis in den späten Herbst seine Hauptbeschäftigung war, war er glücklich, wenn er dabei diesem Vergnügen nachgehen konnte, obwohl ja das Zusammensein mit dem Vieh für ihn schon die Glückseligkeit bedeutete. Rolfi, der Hund, der stets mit auf der „Halt“ war, wich da nicht von seiner Seite, und war toll, wenn dieser endlich den Rest des Matschers ausspuckte, um diesen dann aufzulecken. Meistens aber schluckte ihn das Mannsbild selbst hinunter. Wenn vielleicht so manchem Zuschauer dabei das Grausen kam, den Kühen, Geißen und Schafen war das einerlei. Sie mochten alle ihren Halter und er sie auch. Sie verstanden ihn auch, wenn er, noch so unverständlich für andere, mit ihnen redete. Da bewegten sie zum Zeichen des Verstehens ihre Ohren hin und her und schnupperten nach ihm. Kraulte er der einen oder anderen Kuh zwischen den Hörnern, so hielten sie ganz stille und drückten ihre Augen zu. Nicht selten schleckten sie ihm seine Hände oder wenn er auf dem Boden lag, beleckten sie mit ihrer rauhen Zunge seine Füße, die ja wie sie selbst nach dem Stall rochen. Und er ließ es geschehen, voll Seligkeit.

Wenn er von ihnen etwas wollte, zum Beispiel zum Eintreiben mit grollender Stimme rief, da hoben sie die Köpfe und folgten seinem „Hoe, hoe!“ Vorne ging dann der Scheck, zum Schluß der Halter mit dem Hund. Das war sein Leben, — vielleicht ein voll erfülltes Leben. —

Da trug es sich auch einmal zu, daß Toni, als er das Holzhacken versuchte, sich mit der Hacke tief in die linke Hand traf. Das Blut „sudelte“ (rann) über den Holzstock hinunter. Als er das sah, fing er furchtbar zu schreien, nein zu brüllen an, wie ein zu Tode getroffenes Tier. Als der Bauer und die „Dirner“ aus dem Hof kamen und sahen, was geschehen, rieten sie ihm, auf die Wunde zu „soachen“ (urinieren), was er auch tat. Und wirklich, die Wunde

hörte zu bluten auf. Nicht nur das, sie war auch desinfiziert. Auf diese Art half man sich damals selbst. Denn wer gab schon Geld für den Arzt für einen Halter aus? Wo sich die Herrenleute selbst keinen leisteten. Aber wenn sie einmal unbedingt einen haben mußten, dann versuchten sie ihn mit Eiern, Fleisch und Schmalz zu bezahlen. Und all das nahm er auch. Denn der „Båda“ war ein verständiger, mitfühlender Mensch.

Hatte der Bua einmal Zahnweh, und das war oft der Fall, — da gab ihm der Bauer aus seinem Pfeifenrohr einen dunklen zähflüssigen Saft in das Zahnloch. Tatsächlich, das half. Der Zahn beruhigte sich. Tat er aber das nicht, dann mußte er zum Matil auf den Schloßberg hinauf. Der zog ihm dann das Mistvieh und verlangte von ihm keinen Groschen, weil er „eh ein armer Teufel“ war.

Unser Halter hatte wirklich keinen Groschen Geld. Er kannte es auch dem Wert nach nicht. Wenn er sich doch auch einmal an einem Sonntag eine Semmel oder ein „Schnöpfli“ (Tröpfli) Wein im Wirtshaus gönnen wollte, ging er zuerst die „besseren Häuser“ im Ort ab und hatte dann doch ein paar Zehnerl in der Tasche. Ja, da konnte er sich wohl am Kirchtage auch einmal einen lebzeltenen Roßreiter beim Standl kaufen oder um ein Zehnerl bekam er auch zwei Semmeln.

Freilich im Wirtshaus, wo er auch, wenn Kirtag war, gerne im Tanzsaal in einem Winkel stand und zuschaute, wie sich da die Paare flink drehten und dabei oft bis in die finstere Nacht oder gar bis zum anderen Morgen mit offenem Mund auch sah, wie die Leute aßen und tranken, da fragte doch manchmal ein Mensch mit Herz, „magst a Tröpfli Toni?“ und schob ihm vielleicht den Rest in seinem Glas zu. Ansonsten trank er die Reste aus den Gläsern, die auf den Tischen herrenlos herumstanden. In der Früh gab es auch manchmal da und dort noch ein wenig Beuschlsuppe in einer Schale. Selbstverständlich lagen in Unmengen „Tschicks“ (Stummel von Rauchwaren) nicht nur von Zigaretten, sondern auch von Zigarren und Virginias, die ja etwas ganz Besonderes waren, auf dem Boden herum.

Obwohl der Mann nun schon Jahrzehnte auf dem Hof war, so hatten die Bauersleute mit ihm nur ganz selten Probleme. Er tat jahraus, jahrein seine zugewiesene Arbeit, besonders das „Halten“, das er, wie wir gehört, ganz ausgezeichnet verstand, weil er eben ein Tierliebhaber war. Bis eines Tages in der Bäuerin ein Verdacht erwachte, daß Toni nicht ganz ehrlich sei. Es trug sich nämlich folgendes zu:

Die neun Kühe im Stall wurden täglich dreimal von der Sef gemolken. Dabei fiel ihr in den letzten Tagen auf, daß bei der einen oder anderen Kuh das Euter nicht so voll war wie sonst, oder gar schlaff und wie ausgesogen vom Bauch hing. Weil sich niemand hierfür die Ursache erklären konnte, wurde der Halter beschuldigt, er hätte die Milch ausgesoffen. So viel sich der auch wehrte, der Verdacht blieb an ihm hängen!

Bis er selbst eines Morgens im Herbst, als es schon licht im Stall wurde, etwas Eigenartiges bemerkte. Nämlich gegenüber seiner Bettstatt, auf dem Stand, wo der Feikl lag, sah er neben dem Euter der Kuh sich etwas auf dem Boden bewegen. Während die anderen Kühe noch schliefen, begann die Kuh unruhig zu werden und mit dem Schweif leicht auf den Boden zu schlagen. Jetzt stand sie gar auf. Da sah er, wie sich auf ihrem rechten hinteren Bein etwas hinaufschlängelte und sich dann recht wendig hin zum Euter wandte und nun direkt an einem „Strickerl“ sog. Der Atem stockte ihm. Er richtete sich im Bett auf, um es doch ganz genau zu sehen. — Er glotzte und glotzte. —

Und es war so! Die Natter soff die Milch aus dem Euter! Ja, ja, die war es und nicht er!

In diesem Moment trat die Sef in den Stall. Da erhob sich nun der Bua, rascher als wie gewöhnlich aus seinem Nest, deutete mit fuchtelnden Händen und Fingern nach der Kuh

und rief dabei immer „A Nadan, a Nadan!“ Als die Dirn rasch herbeikam und schaute, da war die Schlange schon weg von der Kuh. Sie sah sie gerade noch hinauf zum „Futterbád`n“ kriechen und schon war sie verschwunden. Bevor sie weiter etwas unternahm, lief sie zur Tür hinaus, Toni hinterher immer wieder rufend: „A Nadern, a Nadern!“ Und schon kam das Weib mit einem Holzscheid und dem Bauern, der einen Mesel in der Hand hatte, wieder in den Stall zurück. Lange konnten sie die Missetäterin nicht finden, bis sie endlich mit der Laterne unter dem „Futterbád`n“ in der Ecke ein Loch entdeckten, in das der Bauer mit einem Staberl hineinstocherte. Da zischte das Vieh nun heraus und schon war es auf dem Boden, auf der „Stallbruck“, wo ihr der Bauer mit dem Mesel den Gar (etwas fertigmachen) ausmachte.

Niemand freute das mehr als Toni, denn jetzt wußten doch alle, woher die leeren Euter der Kühe kamen. Er war selbstverständlich noch dabei, als die Sef mit dem Bauern das Tier, eine ziemlich lange Ringelnatter, die sich noch immer rührte, aus dem Stall in den Hof warfen, um sie während des Tages dann noch etliche Male zu erschlagen, bis sie das Vieh dann am späten Nachmittag zerstückelten, um es den Hennen, die rundum standen und zusahen, zum Fraß hinzuwerfen.

Je älter unser Toni wurde — er war schon über fünfzig —, desto mehr plagte ihn das Rheuma. Obwohl ungemein abgehärtet, machten sich die lange Winterkälte und die gänzlich ungenügende Kleidung gesundheitlich doch ungut bemerkbar. Der Aufenthalt in den kalten Wirtschaftsgebäuden, wo es bei unendlich vielen Ritzen hereinblies, tat das Seinige dazu. Ohren und Kopf schützte er zwar jetzt durch eine „Pudelhaube“ (enganliegende Strickmütze), die ihm der Bauer schenkte und darüber noch der abgegriffene, speckige Hut, so versuchte er doch noch manchmal, nach Arbesbach zu gehen. Wenn er auch dahin schon recht lange brauchte, aber da und dort bekam er doch noch bei seiner Bettelei im Ort ein paar Groschen. War es dann schon finster und er wagte es nicht mehr in den Stelzlhof zu gehen, so blieb er im „Moastall“ (Pferdestall) des Wirtshauses, in dem sonst an Sonntagen die paar großen Bauern der Gegend ihre Rösser einstellten, über Nacht. Manchmal geschah es auch, daß ihm da die Wirtin vorher den Rest der Stosuppe aus dem Häfen in der Küche hinten auf die Holzkiste hinstellte, damit er doch etwas Warmes im Magen hatte.

Aber das machte er nicht mehr lange. Denn auf dem Hof änderte sich in den letzten Jahren gar viel. Der Bauer übergab Hans, dem älteren Sohn, den Hof und damit kam auch eine junge Bäuerin in das Haus, die alles andere als mit Toni ein Verständnis hatte. Seine Arbeit wurde ja auch immer weniger und so empfand sie ihn als wahre Last. Daher trachtete der junge Bauer, ihn in einen anderen Hof zu bringen, wo er wenigstens den nächsten Winter und Sommer bleiben konnte. Aber dann im späten Herbst gab es ja auch dort kein „Kühhalten“ mehr, was er doch noch so einigermaßen tun konnte, so wurde er wieder in einen anderen Hof so förmlich weitergegeben, wo sich die Bauersleut, schon ältere Menschen, verpflichteten, ihn über den Winter zu behalten. So war Toni zum Einleger geworden, zu einem der ärmsten Wesen, die es hier in dieser Gegend noch bis in die dreißiger Jahre gab. Weil er nichts mehr arbeiten konnte, war er auch nichts mehr wert, daher schob man ihn von einem Hof auf den anderen. Seine Bettstatt stand nur mehr im Stall. Ein Tröpferl Suppe, ein Häferl Milch, vielleicht noch ein Stück Brot. — weil er zahnlos war, konnte er Fleisch nicht mehr beißen —, das alles bekam er hinten auf der Ofenbank zu essen, denn beim Tisch wollte ihn niemand mehr haben. Den einen waren die tränenden Augen und der verwilderte Bart ein Greuel, die anderen wieder konnten sein „Tränzen“ und Schlürfen nicht ertragen, daher waren alle froh, als ihm die Bäuerin hinten auf der Ofenbank Platz machte. Nach der

Katze, die neben ihm auf der Bank saß und dem Hund unter der Bank, zu seinen Füßen, langte er manchmal noch und war übergücklich, wenn das Katzl dann zu ihm auf den Schoß kroch. Es gab ihm noch ein wenig Wärme.

In den letzten Wochen seines Lebens wurde ihm ein kleiner Betrag von der Fürsorge gestellt, den sofort der Bauer in Empfang nahm, mit dem Recht, daß er ihn sowieso erhalte. Aber jetzt bekam er doch wenigstens in sein Bett im Stall einen alten Kotzen zum Zudecken und einen Vlain, um seinen Kopf daraufzulegen. Selten, ganz selten verließ er nun seine Bettstatt, manchmal nicht einmal mehr, um seine Notdurft zu verrichten. Dann rann es nicht selten arg durch das Bettstroh auf die Stallbruck. Leintuch hatte er sowieso keines und das Bettstroh blieb zwar feucht, aber das beirrte ihn und die anderen überhaupt nicht. Die Stalldirn, ein altes, lediges „Mensch“, die ihm auch unter Tags zu den Mahlzeiten ein Tröpfel Suppe brachte und sie ihm vielleicht aus einem abgeschlagenen Blechhäferl mit einem Löffel in den Mund, aus dem ein umwerfender Geruch kam, gab, war die einzige die nach ihm sah.

Wenn der Gestank aus seinem Bett gar zu „beißend“ war und sich durch seine Schärfe von dem Harn der Kühe zu arg abhob, dann räumte sie sein Bett aus und erneuerte sein gänzlich „verbrunztes“ und schon zum Teil faulendes Stroh, für ein frisches. Sie tat das im Namen des Herrn und aus Liebe zu unserer lieben Frau. Gott hab sie selig! — Heute noch — selig!

Und sie war auch die einzige, die eines Tages merkte, daß es mit dem „alten Buam“ zu Ende ging. Doch als sie zu seinem Bett wollte, um ihm beizustehen, da rief sie der Bauer, der auch im Stall war, um der Scheck beim Kalben zu helfen. Als etwas später mit dem Tier alles vorbei war und sich der Bauer noch mit ihm beschäftigte, die Dirn aber dem Kälbchen auf die Beine half, machte Toni in seinem Nest den letzten Schnaufer. —

Als sie dann zu seinem Bett zurückkam, drückte sie ihm die Augen zu. Marie war auch diejenige, die ihm den Bart abscherte, ihn auszog und wusch.

Da lag er nun im Sarg, ausgezehrt, die knochigen Hände mit den langen Fingern umwickelt mit dem Rosenkranz. Er war fast nicht zu erkennen wie er dalag in seinem „Feitagwand“ und so ungemain sauber gewaschen.

Als der kleine Trauerzug mit dem Toten auf dem Leiterwagen beim Stelzlhof vorbeizog, da fuhr der Rolf aus dem Tor und fing zu bellen an, um ihm dann mit der Nase auf dem Boden schnuppernd, etliche Zeit nachzulaufen.

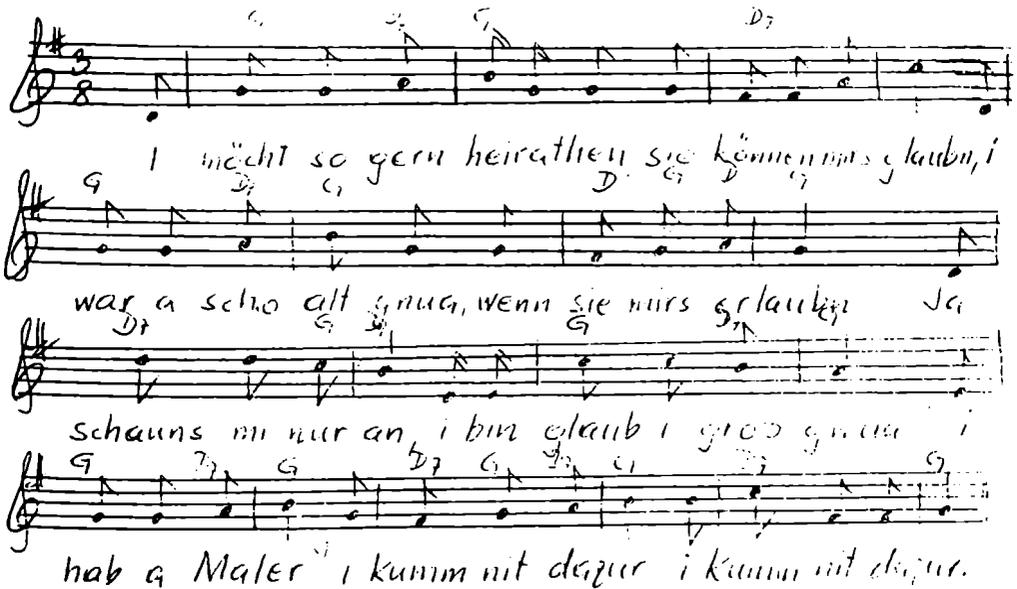
Auch die Kühe und Geißen, die auf der Leiten neben dem Haus grasten, wurden aufmerksam. Hoben ihre Köpfe und schauten nach den Leuten im Trauerzug. Während die nach den „Kornern“ (Korn — Roggen) auf den Feldern blickten, beteten sie unentwegt für unseren Einleger und Halter den schmerzhaften Rosenkranz und noch unendlich viele Gebete. Der Herrgott hat sie sicher alle erhört. Ich bin überzeugt, daß er unseren Toni gleich zu sich in den Himmel holte und ihn selbst ganz in seine Nähe setzte.

„I möcht so gern heirathen“ — ein Scherzlied aus dem 19. Jahrhundert

Unter den Pfarrakten von Loiben findet sich im Diözesanmuseum St. Pölten gewissermaßen ein „Fremdkörper“: Nämlich ein Couplet aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit dem Titel „I möcht so gern heirathen“.

Es ist handgeschrieben, die erste Strophe der Singstimme unterlegt, der Klavierpart gesondert verzeichnet. Letzterer ist ziemlich kunstlos und besteht nur aus Funktionsbässen und den Dreiklängen von Tonika und Dominante. In der Diktion erinnert dieses kleine „Werkchen“ an die Gesangeinlagen in Bühnenwerken von Raimund und Nestroy, ohne jedoch Gehalt und Aussagekraft dieser Couplets zu erreichen.

Im folgenden soll der doch recht amüsante Text und die eher primitive Melodie (mit Akkordbezeichnung nach heutiger Art) zum Abdruck kommen.



I möcht so gern heirathen, sie können mirs glauben, i
war a scho alt gnuag, wenn sie mirs erlauben. Ja
schauns mi nur an, i bin glaub i groß gnuag i
hab a Maler* i kumm nit dazur i kumm nit dazur.

1. I möcht so gern heirathen,
Sie können mirs glauben,
I war a scho alt gnuag,
Wenn sie mirs erlauben.
Ja schauns mi nur an,
I bin glaub i groß gnuag,
I hab a Maler*,
I kumm nit dazur, i kumm nit dazur.

2. Mei Nachbarin a Wittfrau
Ihr Mann war a Schmid
Die hat a schöne Werkstatt
A Geld und Credit.
Sie nahmat mi gern
Sie hats gsagt scho oft gnuag
Aber weil i kan Schmid bin
Kumm i nit dazur, kumm i nit dazur.

* Malheur

3. Unser Millimadl vom Land
 Die hat gsagt daß mi nahm
 Da fahr i halt außi
 Und suchs Madl ham.
 Da sagt ma ihr Bruder
 Heut Nacht kummt ihr Bua
 Aber da gabats Zisch ab
 I kumm nit dazur, i kumm nit dazur.
4. I hab mi schon drüber
 Beym Weinglaserl tröst
 Weil mich von mein Schiksall
 Halt gar nichts erläst.
 Da sauf i halt eini
 I krieg gar nie gnua
 Und will i aufhören
 I kumm nit dazur, i kumm nit dazur.
5. Ein steinreicher Weinhändler
 Hier, den i lang kenn
 Der gabat ma sei Töchterl
 Blurtjung und recht schön
 Das hast, wann i a Geld hätt
 Das is halt a Dur
 I hab halt ka Geld nit
 I kumm nit dazur, i kumm nit dazur.
6. Auf die Art is mit mir
 Jetzt überall schon gfehlt
 I nemma jetzt mein Augenmerk
 Bloss auf das Geld
 I fang an zu sparren
 Heut nimm i mirs vor
 I man aber Moring
 I kumm nit dazur, i kumm nit dazur.
7. Es is jetzt vatal
 Wen man oft gern was that
 Und kummt nid dazur
 Man wird ganz rabeat.
 Drum will ichs beschlierßen
 Und das mit an Schwur
 A Jungsell zu bleiben
 I kumm nit dazur, i kumm nit dazur.
8. Wenn sich mein Schiksall
 Nicht ändern bald wird
 Und sich mein Vorsatz
 Nicht realisirt.
 So schieß i mi tod
 Sie werns schon sehn daß is thur
 Aber i waß schon in voraus
 I kumm nit dazur, i kumm nit dazur.

Wilma Bartaschek

Musik

Musik, ich kann sie nur erfühlen,
 den Hauch, die Süße, den Akkord,
 die Schwinge ungestillter Sehnsucht,
 in meinem Blute rauscht sie fort.

Musik in goldnen Ährenfeldern,
 in jedem Halm sich zärtlich wiegt,
 im Moos, im Farn, in sanften Gräsern,
 Musik in jeder Blume liegt.

Musik, wenn sich zum Himmelsdome
 aufjubelnd eine Lerche schwingt.
 Musik, wenn die geliebte Stimme
 sich tief in deine Seele singt.

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Waldviertel

40 Jahre Nö. Bildungs- und Heimatwerk

Unter dem Motto „40 Jahre auf Sparflamme und trotzdem noch nicht abgebrannt!“ feiert heuer das Niederösterreichische Bildungs- und Heimatwerk (NÖBHW) sein rundes Jubiläum.

Das NÖBHW, eine überparteiliche Institution, brachte in den vier Jahrzehnten seiner Tätigkeit die Erwachsenenbildung bis in die kleinsten Landesgemeinden. Fast 500 000 Teilnehmer pro Jahr nützen das Angebot an Vorträgen, Diskussionen, Aktionen und Kursen.

Um der Landbevölkerung gleiche Weiterbildungsmöglichkeiten wie in den Städten anbieten zu können, führt das NÖBHW seit 1985 ein reichhaltiges Fernstudiumprogramm, das von Sprachen und Hobbybereichen bis zum Computerkurs und zur Matura reicht.

Das NÖBHW arbeitet gemeinnützig, das heißt, ohne Gewinn. Seine Tätigkeit wird durch Mittel von Land, Bund und öffentlichen Mitteln unterstützt. Dadurch sind die Kurse sehr kostengünstig.

Im Rahmen der Aktion „Stellenlose Lehrer“ sind zur Zeit im NÖBHW in der Erwachsenenbildung 270 Lehrer eingesetzt. „Leider läuft diese Aktion mit Ende des Jahres ab, und den jungen Leuten droht die Arbeitslosigkeit“, erklärt der Präsident des NÖBHW, Stricker. In den nächsten Wochen müßte die Entscheidung im Ministerium für Unterricht und Kunst fallen, ob die Aktion verlängert wird.

Das NÖBHW sieht seine Hauptaufgabe in der Hilfe zur Lebensbewältigung. Seminare zu den Themen Zivilschutz, Gesundheit und Altersvorsorge, Umwelt- und Energieprobleme finden immer mehr Anhänger.

„Die 40-Jahr-Feier in Krems fand am 28. und 29. Juni in Krems an der Donau statt. Wie der Landesvorsitzende Dr. Wurzer betonte, will sich das Bildungs- und Heimatwerk vor allem der Zukunft widmen.

S. Becker/NÖN 1986/22

Brunn an der Wild

Ausbildungszentrum besteht 10 Jahre

160 junge niederösterreichische Ärzte sind im Institut für Allgemeinmedizin in Brunn an der Wild während dessen 10jährigen Bestehens auf ihre Praxisführung als Haus- und Gemeindeärzte vorbereitet worden.

Am Samstag, 7. Juni, fand in Brunn aus diesem Anlaß eine Feier statt, an der Vertreter der Krankenkassen, der Ärztekammer und der Sanitätsabteilung des Landes teilnahmen.

Begründer des Instituts war Univ.-Prof. Dr. Robert Braun, derzeitiger Leiter ist Dr. Harro Danninger.

Landeshauptmann Siegfried Ludwig hob die günstige Entwicklung in der Versorgung Niederösterreichs mit Ärzten in den letzten Jahren hervor: Ihre Zahl ist von 1900 im Jahr 1973 bis auf derzeit 3100 angestiegen.

Heute seien allerdings neue Wege notwendig, um die explodierende Zahl der Jungärzte zu bewältigen, eventuell durch Bestellung von Betriebsärzten und durch Schaffung neuer Planstellen.

Trotz der Existenz von 800 Ärzten ohne Ausbildungsplatz bestehe noch ein regionales Manko an Ärzten, ein Umdenken sei daher dringend notwendig.

NÖLZ 1986/26

Romanische Saalkirche freigelegt

Zum 650jährigen Jubiläum der Pfarre lud das Bildungswerk den Kirchenhistoriker der Diözese Prof. Dr. Friedrich Schragl zu einem Vortrag über das Werden der Kirche im Dorf ein.

Bereits im Jahr 1983 stieß man bei Ausgrabungsarbeiten anlässlich der Kirchenrenovierung auf Fundamente einer romanischen Kirche.

Die nunmehr vorliegenden Ergebnisse der archäologischen Untersuchung des Bundesdenkmalamtes sprechen von einer Saalkirche aus dem frühen 12. Jahrhundert im Ausmaß von 12,6 mal 6,3 m mit halbrundem Ostabschluß.

Sogar der alte Altarstein konnte gefunden werden.

Der Kirchenhistoriker verbindet die Entstehung der Nikolauskirche mit der Herrschaft der Peilsteiner aus Weitenegg.

Dieses Herrengeschlecht ließ um diese Zeit auch andere Nikolauskirchen erbauen, wie zum Beispiel jene von Ruprechtshofen und Konradsheim.

Weil die romanische Kirche zu klein war, nimmt Dr. Schragl bereits nach der Pfarrgründung im Jahre 1336 eine erste Erweiterung an. So gibt es Hinweise auf einen Messeleser bei einem Seitenaltar, und es sollen in Emmersdorf oft bis zu drei Priester gewirkt haben.

Die Kirche umfaßte damals das Mittelschiff, zwei Seitenschiffe und den Turm. Die achteckigen Säulen sowie die Rippen deuten auf das 14. Jahrhundert hin.

1461 kam Emmersdorf zum Kollegiatstift Mattighofen. Zwischen 1461 und 1513 wurde das Presbyterium überhöht und verbreitert gebaut, ebenso die Orgel-Empore.

Die Verlegung des Allerheiligsten auf einen anderen Ort im Jahr 1513 deutet auf eine entsprechende Bautätigkeit hin. Diese Kirchenerweiterung nach Osten beengte den Friedhof um die Kirche. In diesem Zusammenhang steht die Entdeckung eines gewölbten Raumes unterhalb des Marienaltars.

Johann Pittl/NÖN 1986/12

Interessante Funde in der Westsiedlung

Nachdem erst kürzlich durch Funde in Pöchlarn bewiesen wurde, daß hier ein Römerlager bestand, kamen jetzt in Emmersdorf weitere Beweise einer geschichtsträchtigen Vergangenheit zutage.

Wie Gustav Melzer vom Bundesdenkmalamt mitteilte, wurden in der Emmersdorfer Westsiedlung, auf der Parzelle 229/16, vom Grundeigentümer Christian Resch bei Grabungsarbeiten für eine Gartenmauer Tonscherben und Tongefäße gefunden.

Eine von Melzer am 18. und 19. April 1986 vorgenommene Untersuchung ergab, daß es sich um Keramiken aus der Bronzezeit handelt.

In der Bronzezeit (1800 bis 750 vor Christus) wurden die Geräte, Waffen und Schmuck aus einer Legierung von etwa 90 % Kupfer und 10 % Zinn hergestellt.

Die Funde werden zur Zeit in den Werkstätten des Bundesdenkmalamtes restauriert und kommen dann in das Museum nach Melk.

Die jetzt gefundenen Keramiken waren in zwei Siedlungsgruben — (Wohngruben) deponiert. Es ist anzunehmen, daß im Bereich der Westsiedlung weitere bronzezeitliche Funde auftauchen.

In diesem Zusammenhang bittet Gustav Melzer die Bevölkerung, alle Beobachtungen über Bodenfunde, wie Münzen, Tonscherben etc. zu melden, entweder an den nächsten Gendarmerieposten, an Kustos Anton Harrer vom Museum Melk oder direkt an Gustav Melzer, Pöchlarn, Nibelungenstraße 15/7.

Grabungen nach Bodenfunden sind übrigens von einer gültigen Grabungsgenehmigung des Bundesdenkmalamtes abhängig!

NÖN 1986/18

Ausgrabungsteam stieß auf alte Burgherren-Kirche

Ein wahrhaft sensationeller Fund gelang dem Ausgrabungsteam unter Univ.-Prof. Dr. Herwig Friesinger auf der „Schanze“ zwischen Gars und Tautendorf. Nachdem schon in jahrelanger Arbeit Befestigungswall, Reste von Türmen und Häusern einer slawischen Siedlung, die vor rund tausend Jahren hier bestanden hatte, freigelegt worden waren, wurde nun die Vermutung bestätigt, daß es hier auch eine Kirche gegeben haben müsse. Vor kurzem stieß man nun auf dieses Gotteshaus, das aufgrund der Ausdehnung der Apsis (Altarnische) eine nicht unbeträchtliche Größe gehabt haben muß.

Da die Stelle bis jetzt nur an der Oberfläche sichtbar ist, können laut Ausgrabungsleiter Kern auch noch keine genauen Angaben gemacht werden. Die Anzeichen sprechen jedoch dafür, daß dieses Gebäude eine Burgherrn-Kirche und älter als die Babenbergersiedlung sein dürfte. Erst eine umfangreiche Tiefengrabung und Freilegung der Mauerreste, wo man auch noch auf das Vorhandensein eventueller Nebenräume hofft, und ein nochmaliges intensives Studium alter Aufzeichnungen (bis jetzt wußte man von der Existenz einer Kirche nichts) sollen bald Klarheit bringen. *NÖN 1986/31*

Graphisches Kabinett: Geistliche Porträts

Ein ganz spezifisches Kapitel graphischer Kunst schlägt die diesjährige Exposition des Graphischen Kabinetts von Stift Göttweig — Freitag bis Sonntag und Feiertag von 10.30 bis 12.00 Uhr sowie 13.30 bis 17.30 Uhr; bis 28. Oktober — auf: das geistliche Porträt.

Ein Versuch, nicht nur anhand von Porträts gewichtige Kirchenfürsten, Gelehrte und geistliche Schriftsteller wieder ins allgemeine Bewußtsein zu rufen, sondern auch gleich Äbte- und Bischofslisten von einigen Abteien und Diözesen ansatzweise vorzulegen, vor allem aber auf die in diesem Rahmen unterschiedlich gewählte Form der Porträtierung zu verweisen.

Denn sieht man sich hier nur einigermaßen um, dann wird schon klar, daß das Ganzporträt kaum gebräuchlich war, wogegen sich das sogenannte „Bildnismedaillon“ — hier etwa präsent durch Porträts aus der Wiener Kirchengeschichte — offensichtlich größter Beliebtheit erfreut. Wohl auch, weil sich darauf auch Zeichen von Macht und persönlichem Gewicht, mithin sogenannte „imperiale Motive“ wie mächtige Vorhangbahnen oder sprechende Genien, vorzüglich unterbringen ließen.

Und selbstverständlich haben es einige Kirchenfürsten auch nicht verabsäumt, mit ihrer Abbildung einen Hinweis auf ihr Wappen oder ihren engeren Machtbereich anzubringen, weshalb sich innerhalb dieser Reihe auch Darstellungen finden, die etwa auf das damalige Erscheinungsbild einer Abtei oder eines Stiftes verweisen.

Bei Wissenschaftlern aus dem geistlichen Stand wie beispielsweise dem Bamberger Jesuiten Christoph Clavius sind in das Porträt dann folgerichtig jene Hilfsmittel miteinkomponiert, die unschwer auf ihre spezifische Profession schließen lassen. Im speziellen Fall Zirkel und auch Globus, womit Clavius unverzüglich auch schon als der große Mathematiker, der er in der Tat auch war, dechiffriert werden kann.

Schließlich läßt sich mit Hilfe dieser Bilderreihe noch zeigen, wie oft Söhne gewichtiger Fürstenhäuser zu Kirchenfürsten wurden. *Walter Dobner/NÖN 1986/32*

Schullandwochen: Aktivitäten einer Wiener Schule

Die Kulturschullandwoche des Wiener Gymnasiums in der Hagenmüllergasse 30, die wieder in Großschönau stattfand, ging am 24. Juni zu Ende. In der Zeit vom 21. bis 24. Mai und vom 16. bis 21. Juni restaurierten Schüler und Professoren in Zusammenarbeit mit der Bevölkerung und Schülereltern Fassaden, Türen und Tore sowie die Kapelle in Grobotten. Außerdem gestalteten sie Ausstellungen im Pfarrhof. Bei der Abschlußfeier wurden die Projekte vorgestellt. Nach dem offiziellen Teil der

Schlußveranstaltungen übergab der Waldviertelbeauftragte Dipl.-Ing. Adolf Kastner den nunmehr fertiggestellten Kinderspielplatz bei der Volksschule seiner Bestimmung.

Bgm. Johann Bruckner konnte zu diesem Fest zahlreiche Ehrengäste begrüßen. Unter ihnen auch den Direktor des Wiener Gymnasiums, Hofrat Geiger, Oberstudienrat P. Debray, P. Franz Kain, Bgm. Klestorfer aus Weitra, Dr. Hannes Wurzer, Landesvorsitzender des Nö. BHW, Mag. Werner Neuwirth aus Thaya sowie viele Schülereltern aus Wien.

Namens der Marktgemeinde Großschönau sprach der Bürgermeister Worte des Dankes. Er überreichte an Hofrat Geiger, der die Schullandwochen ermöglichte, und Prof. Roland Hauke, dem Erfinder dieser einzigartigen Schulveranstaltung, je ein Exemplar der neuen „Heimatkunde des Bezirkes Gmünd“. Den Professoren, Mag. Brigitta Simma und Mag. Wolfgang Haid, wurden Heimatbücher der Marktgemeinde Großschönau übergeben.

Prof. Hauke berichtete über den Ablauf der Schullandwochen, und eine Schülerin schilderte den Aufenthalt in Großschönau aus der Sicht des Schülers.

Die symbolische Eröffnung des Kinderspielplatzes fand ebenfalls in der Kirche statt. Die Gesamtkosten des Spielplatzes konnten durch die Mitarbeit der Ortsbevölkerung des Bildungswerkes und der Kath. Frauenbewegung von 500000 Schilling auf 250000 Schilling gesenkt werden.

Die Organisation der Schullandwochen in Großschönau oblag dem BHW und dem FVV. Die musikalische Gestaltung der Schlußfeier hatte die Jugendkapelle Großschönau inne. *NÖLZ 1986/26*

Hadersdorf am Kamp

850 Jahre Kirche

In der Zeit des 20. Hadersdorfer Parkfestes und des „Landsknecht Kirtages“ (27. Juni bis 6. August) feierte die Pfarre „850 Jahre Kirche Hadersdorf“. Sie hatte zu diesem Jubiläum bereits die Kirchenfassade erneuert und damit auch zur Ortsverschönerung beigetragen. Im Pfarrhof war eine historische Ausstellung „1136 — 1986 — 850 Jahre Kirche Hadersdorf“, mit Exponaten aus dem Pfarrarchiv, ein Streifzug durch die Jahrhunderte zu sehen. In der Kirche selbst sind noch Reste aus der Romanik und Gotik zu sehen. Die Kirche wurde unter Pfarrer Präschern, ehemaliger Feldkaplan bei Prinz Eugen, 1746 barockisiert. Als ein schlichter barocker Innenraum präsentiert sich heute unsere Pfarrkirche. Die beiden Innenrenovierungen (1956, 1978/79) gaben ihr die heutige Form.

Die Ausstellung im Pfarrhof zeigte nicht nur historische Exponate, sondern zeigte auch durch eine Videoschau „Eine Pfarre stellt sich vor“ das Pfarrleben. Die Volksschüler präsentierten mit ihren Zeichnungen, wie sie sich am Pfarrleben beteiligen. An einem Souvenirstand konnten Geschenke, Erinnerungen an Hadersdorf, erworben werden. *NÖLZ 1986/26*

Ursprünglichkeit für Hadersdorfer Karner

Der aus dem 13. Jahrhundert stammende Karner auf dem Hadersdorfer Hauptplatz ist zweifellos eines der interessantesten Bauwerke des gesamten Kamptales.

1960 erfolgte unter Anleitung des Bundesdenkmalamtes mit freiwilligen Helfern eine Restaurierung, allerdings mit Hindernissen. Zu gleichem Zeitpunkt wurde nämlich der Pfarrhof angebaut, wodurch das romanische Portal des Karners zunächst nicht in seiner Urform wiederhergestellt werden konnte. Als man mit dem Abtragen des Pfarrhofes begann, gelang es die Basen freizulegen.

Erst im Jahr 1984 ging man daran, dem Portal seine Ursprünglichkeit zurückzugeben. Weiters wurden das Dach renoviert und die Außenfassade in den Urzustand versetzt. Wieder erfolgten die Arbeiten unter Anleitung des Bundesdenkmalamtes. Die Kosten wurden vom Landeskulturamt, dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung und der Gemeindefraktion „Unabhängige Namensliste“ aufgebracht. *NÖLZ 1986/31*

Naturdenkmal

Mit Bescheid der Bezirkshauptmannschaft Zwettl vom 16. April 1986, Kennz. 9-N-8610/1, wurde die ca. 120jährige Sommerlinde mit einer Höhe von ca. 14 m, einem Stammumfang von 3,20 m und kugelförmiger Krone auf Parz. Nr. 95/2, KG. Kamles, zum Naturdenkmal erklärt.

Amtsblatt A. BH Zwettl Beil. 1986/12 (15. Juni 1986)

Kollmitz, Ruine

Mittelalterliche „Bolzeneisen“ gefunden

Nach teilweisen Schlägerungen des Waldbestandes im Bereich zwischen Schildmauer („Böhmische Mauer“) und der Burg (Ruine) Kollmitz sowie den anschließend durchgeführten Aufräumarbeiten fand im Frühjahr Walter Kalchauer aus Kollmitzgraben in dem stellenweise aufgewühlten Waldboden u. a. mehrere verschiedenartige Bolzeneisen, wie sie von der „Infanterie“ im Mittelalter verwendet wurden.

Die schlanken Eisenspitzen stammen aus dem Frühmittelalter, als im Reiterkrieg Panzerhemden getragen wurden. Nachdem sich in der zweiten Hälfte des 14. Jh. der Plattenrock zum wichtigsten Rüstungsstück entwickelt hatte, wurden die Bolzeneisen der Armbrustwaffen stärker und schwerer.

Wichtigste Waffen der Infanterie waren Lanzen, Pfeil und Bogen sowie die Armbrust. Für den Nahkampf benutzte man Keulen, Äxte, Messer und andere als Waffen verwendbare alltägliche Geräte. Wenn auch der Infanterie auf dem Schlachtfeld keine große Rolle zufiel, so war sie bei Belagerungen unentbehrlich.

Da die „Böhmische Mauer“ erst um 1450 errichtet wurde, dürften die Funde von einer früher erfolgten Belagerung stammen. Möglicherweise bestätigen dies die jetzt im waldfreien Teil zwischen Schutzmauer und Burg erkennbaren Schanzen.

StR Knapp, dem die Funde übergeben wurden, hat diese zur exakten Bestimmung dem Institut für Ur- und Frühgeschichte an der Wiener Universität übermittelt. Anschließend werden Teile davon im Grenzlandmuseum zu sehen sein.

NÖN 1986/27

Krems an der Donau

Anna Maria Liszt, die Künstlermutter

Eine Ausstellung wirklich seltener Art ist derzeit in der Kremser Dominikanerkirche zu sehen. Selten insofern sie nicht einem Künstler direkt, sondern seiner Mutter gewidmet ist: Anna Maria Liszt. Als „herrliche“ Großmutter und „wundervolle“ Frau wurde Anna Maria Liszt immer beschrieben, die am 9. Mai 1788 in Krems geborene Tochter des Bäckermeisters Matthias Lager.

Ausführlich ging der Liszt-Forscher, Dr. Emmerich Karl Horvath bei der Ausstellungseröffnung am vergangenen Mittwoch, auf das Wirken des Künstlers Franz Liszt und die Beziehung zu seiner Mutter ein.

Bürgermeister Harald Wittig folgerte treffend: „Wenn man von „großen“ Männern der Kunst, Kultur, Wissenschaften und Geschichte spricht, wird meist auf ihre Mütter vergessen. Jeder „große“ war aber einmal „klein“ ...“ somit strich Wittig besonders die psychologische Prägung der Mütter auf ihre Kinder hervor.

Landeshauptmann Ludwig eröffnete die Präsentation als deren Veranstalter neben der Nö. Gesellschaft für Kunst und Kultur und dem Historischen Museum der Stadt Krems, auch die Österreichische Donaukraftwerke AG (kurz: DOKW) auftrat. „Aus 40jähriger Erfahrung wissen wir, daß die Verbindung der Völker notwendig ist und besonders durch Kunst und Kultur zum Ausdruck gebracht wird“, meinten die Vertreter der DOKW.

Zur Person Anna Maria Liszt:

Mit neun Jahren verwaist war sie früh auf sich selbst gestellt und wuchs bei Verwandten als Magd und Kindermädchen auf. Ihre Bildung erhielt sie von einer Dame, der sie als Stubenmädchen diente.

Kurz nach ihrer Heirat, im Jänner 1811, mit dem Rechnungsamtschreiber des Fürsten Esterhazy, Adam Liszt, kam ihr Sohn Franz Liszt zur Welt. Der sehr musisch interessierte Vater erkannte die große Begabung des Knaben und förderte ihn über seine Möglichkeiten hinaus. Während einer Konzerttournee durch Frankreich starb Adam Liszt und der noch nicht 16jährige Franz Liszt holte seine Mutter nach Paris, wo sie ihm fortan den Haushalt führte. 1835, als der junge Liszt sich mit der Gräfin d'Agoult in der Schweiz niederließ, blieb die 47jährige allein in der Fremde. Ihr Pariser Leben bestand ausschließlich darin, Madame Liszt, die Mutter des Künstlers zu sein.

In ihrem bescheidenen Heim verkehrten berühmte und hochgestellte Personen. Immer wieder schickte ihr der Sohn jemand, um den sie sich kümmern sollte. Sie hatte die Korrespondenz und die sonstigen Geschäfte ihres Sohnes in seiner Abwesenheit zu besorgen, mit Verlegern zu verhandeln — kurz: sie war und blieb der einzige verlässliche, fixe Punkt im turbulenten Leben Franz Liszts, zu dem er jederzeit heimkehren konnte. Sie aber blieb, auf der Höhe seiner Triumphe, immer die einfache, rechtschaffene Frau, die sie war. Sie fand Kontakt mit jedermann. Nach der Trennung Franz Liszts von der Gräfin Marie d'Agoult kamen die drei Kinder, Blandine, Cosima und Daniel, die dieser Verbindung entstammten, in die Obhut ihrer Großmutter. Besonders zu ihrer Enkelin Blandine hatte Anna Liszt eine enge Beziehung, in deren Haus sie nach einem Schenkelhalsbruch bis zu ihrem Tod 1866 gepflegt wurde. Ihre letzte Ruhestätte fand sie auf dem Friedhof von Montparnasse.

Gustav Strasser/NÖLZ 1986/18

Langau (pol. Bez. Horn)

90 Jahre Raiffeisenkasse

Nachdem 1886 in Mühldorf/Spitz die erste Raiffeisenkasse gegründet worden war, folgten in den nächsten zehn Jahren über 400 weitere Orte, darunter auch Langau. Jetzt wurde das 90-Jahr-Jubiläum gefeiert.

Im Anschluß an die Generalversammlung im dicht gefüllten Saal des Gasthauses Lenz ließ Obmann Heribert Kühlmayer in der Festsitzung diese 90 Jahre Revue passieren: Im Gründungsjahr wurde bei 54 Mitgliedern mit 13 220 Gulden bilanziert, 1939 erfolgte die Übersiedlung vom Schulhaus in das erworbene Haus Nr. 187, zwei Jahre später wird der Firmenwortlaut auf „Raiffeisenkasse Langau“ geändert. Auch die Änderung der Geschäftszeiten von ursprünglich sonntags auf Mittwoch und Sonntag (1955) über Halbtagesverkehr (1969) auf Tagesverkehr (1976) wurde erwähnt. Interessant auch die Tatsache, daß bis vor 25 Jahren ausschließlich Lehrer als „Zahlmeister“ arbeiteten.

Die Geschäftsleiter Günter Kaufmann und Friedrich Linsbauer konnten die erfreuliche Mitteilung machen, daß 338 Mitglieder auf 1064 Sparkonten (entspricht der Einwohnerzahl Langaus!) Gesamteinlagen von 43,6 Mio. Schilling tätigten, und 20,4 Mio. Schilling an Krediten (aufgrund der Struktur des Ortes zu über 50 % an die Land- und Forstwirtschaft) vergeben wurden.

Bgm. Johann Paur, LKR Mader und Dir. Walter Grün von der Landesbank gratulierten der Raiffeisenkasse Langau, den Mitgliedern und Funktionären zum Jubiläum und gaben ein Bekenntnis zur wirtschaftlichen Kraft dieser Organisation als Personen- und Wirtschaftsgemeinschaft ab.

In dem von der Blasmusikkapelle Langau umrahmten Festakt erhielt die Raika Langau ein Diplom der Landes- Landwirtschaftskammer, Obmann Heribert Kühlmayer die Silberne Kammermedaille, Aufsichtsrats-Vorsitzender Robert Reiß und Friedrich Prand Ehrenzeichen.

Rupert Kornell/NÖN 1986/29

Langenlois

80 Jahre Bestehen des Langenloiser Museums

Im 80. Jahr des Bestehens gibt es im Heimatmuseum Langenlois drastische Veränderungen. Diese Veränderungen betreffen nicht die Exponate, sondern die Sicherheit der ausgestellten heimatgeschichtlich wertvollen Kleinode.

Nach den zahlreichen Diebstählen und den Einbrüchen wurde eine Alarmanlage installiert und die hochempfindlichen Geräte werden zur Zeit angeschlossen. Auch neue Schlösser an den Türen und Schlösser an den Vitrinen wurden angebracht.

Der Kulturverantwortliche GR Ferdinand Höbart: „Einige wertvolle Exponate, wie die Zunftfahnen der Fleischer und Bäcker sind zur Zeit im Wiener Arsenal, wo sie durch das Bundesdenkmalamt renoviert werden; zwei weitere, seltene Zunftfahnen stehen noch auf der Renovierungs-Warteliste.“

Im Jahr des 80jährigen Bestehens sollen verstärkt Besuchergruppen zum Besuch des Heimatmuseums animiert werden. So flattern den heimischen Firmen demnächst Einladungen ins Haus worin die Belegschaft gebeten wird, doch einmal das Museum zu besichtigen.

Der Touristenklub Langenlois hat als erste Gruppe den Beginn gesetzt und ein Regentag (es gab deren Ende Mai und Anfang Juni sehr viele) wurde zum Besuch des interessanten Museums genutzt. — Dies ist zur Nachahmung sehr zu empfehlen! -hw- NÖLZ 1986/24

Leiben

Ausstellung: „Adler und Rot-Weiß-Rot“

Nach jahrelangen Bemühungen, das Schloß Leiben wieder zu aktivieren, erfolgte als positiver Abschluß der Interventionen nun am 17. Juni die Eröffnung der Ausstellung „Adler und Rot-Weiß-Rot“ auf Schloß Leiben.

In seinen Ausführungen wies Bezirkshauptmann HR Dr. Lechner darauf hin, daß wohl Stift Melk Millionen Menschen kennen, es aber auch wünschenswert wäre, wenn Schloß Leiben mit seinen schönen bemalten Kassettendecken einem breiteren Publikum bekanntgemacht werden könnte.

Einen interessanten Überblick über Wappen und Fahnen gab Dr. Andreas Kusternig und führte aus, daß von Ostarrichi ausgehend sich das Reich der Habsburger entwickelte, in dem im 16. Jhdt. „die Sonne nicht unterging“.

Das Kernland unseres Staates hat sowohl seinen Namen als auch zum Teil seine Symbole an die übergreifende Einheit weitergegeben.

In der noch bis 26. Oktober täglich von 9 bis 17 Uhr geöffneten Ausstellung wird daher zum Teil auch die Geschichte unseres Staatswesens wiedergegeben.

Zum besseren Verständnis der Wappenbilder wird im ersten Teil der Ausstellung ein Überblick über das Wappen- und Fahnenwesen gegeben, einmalig die Möglichkeit, bei dieser Schau selbst gestalterisch tätig zu werden.

In seiner Festrede wies Landeshauptmann Ludwig auf die kaum vorstellbare Vielfalt der Wappen hin und den eigenen Reiz, den diese ausstrahlen.

Die Symbole sind Sinnbilder, wahrnehmbare Zeichen, die auf den tieferen Sinn einer Sache verweisen. Der Landeshauptmann gab seiner Freude über die neuartige Ausstellung Ausdruck und wünschte jenes Publikumsinteresse, das sie sich zweifellos verdient.

Für den musikalischen Rahmen sorgte die Jugendblaskapelle Lehen unter Kapellmeister G. Brandstätter sowie Schüler und Lehrer der Volksschule Leiben-Lehen mit der Landeshymne.

Franz Graschopf/NÖN 1986/26

Litschau

1000 Jahre Litschau — 600 Jahre Stadt

Die nördlichste Stadt Österreichs — Litschau — feiert heuer ein zweifaches Jubiläum: 1000 Jahre Litschau und 600 Jahre Stadt.

Bürgermeister Reithofer gab in einem Interview einen Überblick über die Vergangenheit dieser Stadt:

„Heuer feiern wir mit Waldviertler Bescheidenheit dieses seltene Jubiläum. Man kann nämlich bereits seit dem Jahr 1363, also seit 623 Jahren Litschau als Stadt bezeichnen, denn zu dieser Zeit,

unter der Herrschaft der Puchheimer, wurde es zur autonomen Bürgergemeinde. Die Stadtwerdung erfolgte ja nicht durch „Erhebung“, sondern durch das Vorhandensein selbständiger Verwaltungstätigkeiten und durch die Respektierung dieser autonomen Aktivitäten durch die zuständige Herrschaft. Vor genau 600 Jahren, im Jahre 1386, ist die erste schriftliche Erwähnung der „Stadt Litschau“ im Lehenbuch Albrechts III., Seite 333, nachzuweisen. Weil aber 1936, vor 50 Jahren, mit viel Freude und berechtigtem Stolz auf die historische Bedeutung unseres Gemeinwesens der 550. Geburtstag gefeiert wurde, blieben wir bei dieser Betrachtungsweise.

1386 hatte Litschau beachtliche strategische Bedeutung und bereits eine wichtige Zentralfunktion. Erfreulicherweise besteht die strategische Funktion nicht mehr, die Aufgaben eines Zentralortes sind erhalten geblieben.

Studiert man die Jubiläumsschriften aus 1936, so muß man feststellen, daß die Problematik der fehlenden Dauerarbeitsplätze und der drohenden Abwanderung gleich geblieben ist. Ja, man muß sogar feststellen, daß sich die Rahmenbedingungen von außen in dreifacher Hinsicht schwieriger gestalten: Die Landwirtschaft kommt heute durch die moderne Maschinenausstattung für eine gleichgroße Bodenfläche mit wesentlich weniger Beschäftigten aus und produziert dabei wesentlich mehr. Die Hauptindustrie unseres Gebietes, die Textilindustrie, ist europaweit krisengeschädigt. Die Grenze schließlich bedeutete vor 50 Jahren Kommunikation und Güteraustausch, heute dagegen völlige Isolation nach Westen, Norden und teilweise nach Osten.

Wir können heute mit Stolz feststellen, daß die örtlich wichtigen Kommunalaufgaben, vor allem die Schaffung der erforderlichen Infrastruktur und die erforderlichen Einrichtungen zur Verbesserung des Wohnwertes in der Gemeinde geschaffen wurden. Als erste Waldviertler Gemeinde stellte Litschau ein Industriegebiet bereit. Ohne Hilfe aus den Zentralräumen würde es jedoch schwer möglich sein, die Bevölkerung zu halten. In vielen Staaten Europas gibt es Hilfsprogramme für Grenzgebiete. An den toten Grenzen sind sie besonders notwendig. Wenn bestehende Förderungsangebote nicht ausreichend greifen, liegt es nicht an der mangelnden Aktivität der Grenzlandbevölkerung, sondern an ungeeigneten Förderungsmaßnahmen mit unrealistischen Richtlinien. Nur wenn das Gebiet an der Grenze lebt, gibt es Prosperität im ganzen Land. Soll unsere Stadtgeschichte erfreulich weitergehen, so brauchen wir in schwerer Zeit Verständnis und Hilfe. Eine Reihe von Veranstaltungen werden im Jubiläumsjahr den Stolz über die historische Entwicklung, aber auch die Probleme und Sorgen in unserer Stadt über die Medien in der gesamten Heimat aufzeigen.“

NÖLZ 1986/21

Pfarrre zeigte interessante Schau

Die erste religiös-heimatkundliche Ausstellung veranstaltete die Pfarrre zu den Pfingstfeiertagen im Pfarrsaal.

Die interessante Ausstellung beinhaltete religiöse Kunstwerke, Baudenkmäler, Fotomontagen und heimatkundliche Schriften des verstorbenen Stadtpfarrers, Ehrendechant Anton Kranner. Zusammengestellt wurde diese pfarrliche Ausstellung von den beiden Initiatoren, HS-Dir. i. R. Josef Stangl und Verwalter i. R. Sepp Zwölfer.

Die Ausstellung wurde am Pfingstsamstag, 17. Mai um 10 Uhr im Pfarrsaal Litschau feierlich eröffnet.

NÖN 1986/20

600 Jahre Litschau-Ausstellung von Dokumenten

Ein Geburtstagsgeschenk zur 600-Jahr-Jubiläumsfeier der Stadt ist die Einrichtung des neuen Heimatmuseums in Obergeschoß des Posthauses am Stadtplatz 63. Viel Prominenz und Ehrengäste fanden sich zur Eröffnung des neuen Heimatmuseums am 25. Mai ein. Anhand der bereits von Fritz Welt gesammelten Objekte des „alten“ Heimatmuseums und der Fotodokumentation der letzten Ausstellung von DDr. Oliver Rathkolb im Jahr 1984 wurde versucht, ein „neues“ Museum in der ehemaligen Notarwohnung zu gestalten.

Schwerpunkt der Jubiläumsausstellung ist eine komplette Einrichtung aus einem Bauernhof bei Litschau von 1900, die unverändert von einem privaten Leihgeber zur Verfügung gestellt wurde: Schlafzimmer, Küche, Herd und zahlreiche Details, sollen die Lebensumstände räumlich und visuell erlebbar machen.

In weiterer Folge gibt es einen der letzten Webstühle aus der Gegend zu sehen, um auch eines der wesentlichsten Arbeitsinstrumente Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts anschaulich zu machen.

Um den historischen Bogen zu komplettieren, machen Fotografien aus den umliegenden Katastralgemeinden das Leben um Litschau in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zumindest auszugswise verständlich, wobei zu hoffen ist, daß bereits während der Ausstellung die Objekte durch neue Darstellungen ergänzt werden können.

Das Mittelalter kommt keineswegs zu kurz, obwohl die Zeitabschnitte der Großväter und Urgroßväter dominieren, und dies auch bewußt, um die Wurzeln besser verstehen und in einen aktuellen Bezug einordnen zu können.

Eine beispielhafte Zusammenstellung von Objekten (Fahnen, Krüge) und Dokumenten aus der ehemals reichsten Litschauer Zunft, den Bäckern, dient als Einstimmung für die mittelalterlichen Urkunden, die vor allem auf Art und Umfang der Privilegien der Stadt, ihrer ersten Erwähnung, Bezug nehmen und Einblicke in die feudalen Strukturen, in das Verhältnis zwischen Grundherren, Bürgern und Bauern, gewähren.

Die Fotodokumentation wurde ergänzt und mit zahlreichen neuen Bildern zu den Themen Ortsbildentwicklung, Freizeit und Arbeit, Menschen und politische Geschichte 1918 — 1945 erweitert.

Den Abschluß bildet ein Raum mit Objekten und Fotos von und über die wohl berühmtesten Litschauer, Oberlehrer Karl Zimmel für den regionalen Bereich, und die Dynastie der Schrammeln für den gesamtösterreichischen Bereich.

Eine Datenbank auf einem Kleincomputer, die jederzeit abrufbar ist, macht auch die neuesten Ausstellungstechnologien verwertbar.

Nicht vergessen werden sollten aber Ansichten von Litschau und Umgebung, die den Besucher zum Ausstellungsbesuch und -genuß stimulieren sollen.

Gestaltet wurde diese Ausstellung von DDR. Oliver Rathkolb und seinem Team, den Herren Hermann Böhm, Dr. Franz Bruckner, Erwin Buhl, Wolfgang Buhl, Erwin Kreuzwieser, Franz Schäffler, Thomas Reithofer, Helmuth Schwingenschlögl und Josef Stangl.

Die Ausstellung war bis zum 29. September zu sehen.

NÖLZ 1986/22

Mautern

Großes Ehrenzeichen für Hofrat Dr. Rudolf Rathei

Hofrat Dr. Rudolf Rathei, Vizedirektor der Universitätsbibliothek Wien, wurde am 9. Juni im Wissenschaftsministerium von Dr. Edith Fischer das Große Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich überreicht. Damit wurden die Leistungen von Hofrat Rathei bei der Organisation, Neugestaltung und Führung der größten Universitätsbibliothek Österreichs gewürdigt. Die hohe Auszeichnung wurde dem Wahl-Mauterner von Bundespräsident Dr. Kirchschräger verliehen.

Dr. Rathei, 1926 in Eisenerz geboren, studierte in Graz und Wien Germanistik, Kunstgeschichte, Philosophie und Geschichte. 1956 begann er seine Laufbahn an der Universitätsbibliothek Wien, wo er ab 1958 die Zeitschriftenabteilung und später den Zentralkatalog der Institute auf- und ausbaute. Mit 1. Jänner 1978 wurde er Leiter der Grundausbildung für den Bibliotheks-, Dokumentations- und Informationsdienst. 1979 wurde Dr. Rathei Vizedirektor der mehr als vier Millionen Bände umfassenden Bibliothek, 1980 wurde er zum Hofrat ernannt.

1953 ehelichte er Dr. Herta Schalkhammer, eine Enkelin des Wachaumalers Karl Vikas. Seit vielen Jahren wohnt er in der Schubertstraße.

NÖN 1986/25

Professortitel für Walther Sohm

Der wohl Unermülichste um die Pflege des Gedenkens an Misson, dessen Werk und Mundart im allgemeinen, OSR Walther Sohm, erfuhr nun eine weitere verdiente Auszeichnung: Der Bundespräsident verlieh ihm den Berufstitel Professor. Die Überreichung von Dekret und Diplom erfolgte am 15. Mai im zuständigen Ministerium.

37 Jahre lang wirkte er als Volksschuldirektor in der Misson-Heimat Mühlbach, wo er dem schon zu sehr vergessen gewordenen Mundartdichter ein Denkmal setzte: Die Joseph-Misson-Schule mit Herberge entstand, der Misson-Bund wurde gegründet, das Misson-Geburtshaus instandgesetzt, revitalisiert und zur wertvollen Sammelstätte der österreichischen Mundart mit 1000 Werken ausgebaut. Univ.-Prof. Maria Hornung war es schließlich, die als Inhaberin des Lehrstuhls für Mundartkunde und Namenforschung am Germanistischen Institut die wissenschaftlichen Arbeiten Sohms ins richtige Licht rückte und den „Professor“ beantragte. Bedeutende Unterlagen weiß sie bei „ihm zu Hause“:

Die literarischen Verdienste Sohms sind die Neuherausgabe des „Naz“, unzählige Beiträge über die Mundartdichtung des Landes, das Gedenkbuch über Lois Schiferl, die Initiativen um das „Nö Schulgedenkbuch des Misson-Bundes“, das er 30 Jahre lang verschickte und die Mitarbeit beim ORF. Wer den 77jährigen, neugebackenen Professor kennt, weiß, daß seine glühende Heimatliebe ihn noch zu weiterem Wirken anspornen wird.

Karl Niklas/NÖN 1986/21

Rätselhaftes Relief an der Pfarrkirche

An der Südseite der Kirche von Mühlbach ist ein rätselhaftes Relief angebracht, das zwei Figuren zeigt, die in offensichtlich nicht-christlicher Bethaltung den Betrachter anlächeln!

Anders, als die romanischen Figuren an der Apsis der Kirche von Schöngrabern, die in ihrer starren Schönheit leblos wirken, sind die bei den Gestalten von Mühlbach, trotz der Primitivität der Darstellung, von geheimnisvollen Leben erfüllt; ganz so als hätte ein Zauber die beiden in Stein verwandelt.

Stammen die Figuren etwa aus einer Zeit in der das Heidentum unbekannte Götter anbetete und nach erfolgter Christianisierung durch das Kreuz gebannt wurden?

In Mühlbach, 600 m südlich der Kirche, fanden die Archäologen eine Siedlung der keltoillyrischen Bevölkerung aus der Latene-Zeit, rund 2000 Jahre alt. Beim Vergleich mit keltischen Darstellungen ist die Gleichheit mit den Mühlbacher Figuren bis auf ein wesentliches Detail überraschend: „Unsere“ tragen weite, faltenreiche Pumphosen, ähnlich denen der noch heute bei den ungarischen Czikos im Gebrauch befindlichen! Die Mühlbacher Figuren müssen Darstellungen von Reitern sein, mit diesen Hosen kann man einfach nicht gut zu Fuß sein.

Stand etwa auf dem Platz der heutigen Kirche ein Heiligtum eines unbekanntes Volkes, das im Dunkel der Geschichte verschollen ist?

Die Pfarre Mühlbach ist eine der ältesten im Lande, wie das Kirchen-Patrozinium St. Martin bestätigt, das immer im Zusammenhang mit einem Burgbesitz aus der Karolingerzeit einhergeht. Bischof Altmann von Passau hat im Jahr 1072 die Kirche in den Rang einer Pfarrkirche erhoben, was bedeutet, daß es einen Kirchenbau bereits gegeben haben muß!

NÖN 1986/12

Raabs an der Thaya

Wieder zwei Werkzeuge aus Steinzeit gefunden

Immer wieder faszinieren die steinernen Zeugen einer längst vergangenen Kulturepoche im Gebiet der heutigen Großgemeinde Raabs. Als vor rund 6000 Jahren in den neolithischen Siedlung die steinernen Arbeitsgeräte angefertigt wurden, dachte sicher niemand daran, daß diese Werkzeuge Jahrtau-

sende später nicht nur vom großen handwerklichen Können, sondern auch vom täglichen Kampf jener Menschen um das Überleben berichten werden.

Zwei Steinwerkzeuge, die vor einiger Zeit gefunden wurden, geben ebenfalls Kunde davon. Den Nackenteil eines querschneidigen gelochten Steinbeiles (Haue) fand Herbert Theurer aus Nondorf beim Ernten der Kartoffeln, und Otto Waitz aus Luden bemerkte einen Monat zuvor beim Eggen den Klopstein (Hammer).

Beide Funde stellen wieder eine wertvolle Bereicherung der im Grenzlandmuseum in Raabs gezeigten Ausstellung „6000 Jahre Ackerbau an der Thaya“ dar. Die fachgerechte Veröffentlichung der Artefakte für die Wissenschaft wird von StR Othmar Knapp veranlaßt. *NÖN 1986/10*

Lochbeil gefunden

Das Bruchstück eines großen jungsteinzeitlichen Lochbeiles, das Ignaz Köck aus Zaberneith am 29. April 1986 auf seinem Acker im „Lüßl“ beim Einsammeln der Feldsteine entdeckte, stellt mit den zuletzt gemeldeten anderen Funden eine neuerliche wertvolle Bereicherung der Beweismittel über die frühe Siedlungstätigkeit im Raabser Raum dar. Dieser Streufund ist mit großer Sicherheit dem neolithischen Siedlungsplatz bei Nondorf zuzurechnen. *NÖN 1986/22*

Steinbeil gefunden

Ein steinernes Flachbeil wurde am 7. April 1986 von Josef Stallecker aus Trabersdorf beim Einsammeln von Steinen auf seinem Acker gefunden. Das aus Serpentin gefertigte Beil dürfte zufolge der deutlich erkennbaren Bruchfläche am Nackenteil während der Arbeit (wahrscheinlich Holzbearbeitung) knapp unterhalb der Schäftung abgebrochen sein.

StR Knapp hat den entsprechenden Fundbericht dem Bundesdenkmalamt zur wissenschaftlichen Dokumentation übermittelt. *NÖN 1986/17*

Münze erinnert an Notzeit

Eine im Herbst 1984 von dem Gemeindebediensteten Herbert Haslinger aus Zaberneith bei Arbeiten im Areal der Baumschule gefundene, stark patinierte Kupferscheibe von 35 mm Durchmesser, die nur Teile einer kaum lesbaren Randinschrift sowie eine von einer abgesetzten punktierten Linie halbkreisförmig umrahmte Zahl 15 erkennen läßt, entpuppt sich nun als Zeuge einer Wirtschafts- und Währungskrise, die die österr.-ungarische Monarchie im Jahr 1811 in den Staatsbankrott führte. Bei dem Fund handelt es sich nämlich um eine 15 Kreuzer Bankozettel-Teilungsmünze aus dem Jahr 1807!

StR Knapp, dem der Fund übergeben worden war, stieß jetzt beim Studium der Österr. Münz- und Geldgeschichte auf Berichte über das Geldwesen unter Kaiser Franz I. von Österreich. Infolge Hortung der Silberstücke und Goldmünzen war damals der Kleingeldmangel so drückend geworden, daß nur mehr minderwertige Münzen geprägt wurden. Gold und Silber waren aus dem Verkehr verschwunden und die für die Zahlungen unentbehrlichen Bankozettel nahmen derart zu, daß die notwendige Deckung nicht mehr gegeben war.

Schließlich wurde mit dem Sonderpatent von 1809 angeordnet, „alles Silber mit Ausnahme von Löffeln, Uhren, Petschaften, chirurgischen Instrumenten und antiken Münzen müsse an die Münzämter abgeliefert werden“. Um den Scheidemünzenmangel einigermaßen zu beheben, wurde 1807 mit der Ausgabe von kupfernen Banko-Teilmünzen im Wert von 15 und 30 Kreuzer begonnen.

Die vollständige Umschrift der gefundenen Münze konnte nun eruiert werden. Sie lautet: „*FRANZ KAIS*V*OEST*KOEN*Z*HUNG*BOEM*GALIZ*LOD. Das, von einer punktierten Linie umgebene, auf der Spitze stehende quadratische Mittelfeld trägt das Bildnis Kaiser Franz I. Die Zahl 15 jeweils links und rechts vom Bild des Kaisers bedeutet den Wert: 15 Kreuzer.

Obgleich stark beschädigt, wird der Fund einen besonderen Platz im Grenzlandmuseum bekommen. *NÖN 1986/17*

Rappottenstein

Kamptal von Roiten bis Uttissenbach, Naturdenkmal

Mit Bescheid der Bezirkshauptmannschaft Zwettl vom 12. März 1986, Kennz. 9-N-8432/4, wurden die Kampflußparzellen 1675, KG. Roiten (Marktgemeinde Rappottenstein), 2117, KG. Marbach/Walde (Stadtgemeinde Zwettl-NÖ), 177, KG. Rottenbach (Stadtgemeinde Zwettl-NÖ), 1417/1, 1417/2 und 1417/3, KG. Uttissenbach (Stadtgemeinde Zwettl-NÖ) und 3176/1, 3176/2, 3176/3 und 3176/4, KG. Großweißenbach (Marktgemeinde Großgöttfritz), einschließlich aller in oder auf diesen Parzellen liegenden Inseln und Felsbildungen, insbesondere der Inselparz. Nr. 1417, KG. Großweißenbach (nur die Insel, nicht aber die Uferparzelle) und 1719 und 1766/3, KG. Großweißenbach, samt Ufersaum mit den dort befindlichen Felsen und Gehölzen, soweit sie auf den genannten Grundstücken liegen, zum Naturdenkmal erklärt.

Amtsbl. BH Zwettl (107) 1986/10

Rastenfeld

Mystische Vorstellung der Aufbruchskapelle

Tief beeindruckend und seelisch in andere Welten tragend, ein Erlebnis ganz besonderer Art, war die Vorstellung der neuen Aufbruchshalle. In überzeugend natürlicher Art gab Christiane Gräfin Thurn vor 70 Gästen aus Österreich und der BRD eine so gefühlvolle Einführung in das Denken und Schaffen ihres Gatten Giorgio Graf Thurn und seines Mitarbeiters Winfried Schmelz aus Wösendorf.

Von ihr kam auch der Gedanke der „Bewahrungskapelle“. Gekonnt in ihr Gedankengut miteingewoben: Nicht Abschied nehmen von den Toten, sondern ein letztes Beisammensein, ein Vorausgehen der Verstorbenen in die Ewigkeit. Diesen begonnenen Schritt zum Schöpfer zurück soll diese Kapelle erleichtern helfen — etwa durch das Holzdach, das schiefer in den Himmel zeigt.

Das Erlebnis der Meditation zwischen Klang- und Lichtwelten wurde von Werner Kodydek, der seine Erfahrungen auch in buddhistischen Klöstern gewonnen hat, mit ostasiatischen Klanginstrumenten und mit der Kunst des Obertonsingens mystifiziert. Peter Klinek zeigte einmalige Stimmungsbilder aus dem Waldviertel.

Thurn und Schmelz vertreten die neue/alte Idee des Lebens im Bau und wollen die Menschheit an ihre natürlichen Ursprünge zurückführen. Mehrere Wohnstätten aus natürlichen Baumaterialien gibt es bereits, nun wird an eine ganze Siedlung auf der Halbinsel Lichtenfels gedacht.

Der Empfang auf Burg Rastenberg bis in den frühen Morgen ließ noch manchen Gedanken in diese Richtung wachsen.

NÖN 1986/32

St. Martin im Lainsitztal

Nach 600 Jahren wieder zum Markt erhoben

Nachdem ein erster Versuch im Jahr 1973 gescheitert war, stellte der Gemeinderat am 11. November 1985 neuerlich den Antrag, St. Martin zum Markt zu erheben. Am 10. April 1986 war es dann soweit: St. Martin wurde endlich von der Nö. Landesregierung zum Markt erhoben, nachdem der Ort bereits im Jahr 1409 urkundlich als „Niedermarkt“ erwähnt wird und im Weitraer Urbar von 1499 die Häuser am Marktplatz ausdrücklich als Bürgerhäuser gekennzeichnet werden. St. Martin ist, ebenso wie Großschönau, in den folgenden Jahrhunderten wieder „verdorft“, da die landesfürstliche Stadt Weitra keine Märkte in ihrer Umgebung duldet. Aber bereits im Mittelalter war St. Martin ein Ort mit Zentralfunktion für die Umgebung mit Pfarre, Wehrhof (neben der Kirche, heute der „Hofbauer“ im Besitz des Bürgermeisters Josef Howiger) und einem abgekommenen Adelssitz am linken Ufer der Lainsitz.

Mit der Markterhebung war auch die Verleihung eines Marktwappens verbunden. Es zeigt einen durch einen Astschnitt geteilten Schild, oben in Grün ein silbernes Schwert, gekreuzt mit drei goldenen Ähren, unten in Silber einen roten Ring, der an die Kuenringer, als Rodungsherren des Lainsitztales, erinnert. Die Gemeindefarben wurden mit „Grün-Weiß-Rot“ festgelegt.

Pongratz

Die neue Marktgemeinde besteht aus drei Katastralgemeinden – Harmansschlag, Langfeld und St. Martin. Die Vereinigung dieser Katastralgemeinden erfolgte 1971. Nach den Ergebnissen der Volkszählung 1981 hat die Gemeinde St. Martin 1326 Einwohner und zirka 260 Zweitwohnsitzgemeldete. Die Bevölkerungsentwicklung ist damit leicht rückläufig (1971: 1421).

Mit Stolz verweist die Marktgemeinde auf ihre kommunalen Einrichtungen: Ein 1978 errichteter eingruppiger Kindergarten, den Sanitätssprengel mit einer seit 1981 besetzten Gemeindefirstarzte mit eingerichteter Ordination, Wohnhäuser mit Mietwohnungen, eine 1984 errichtete Wasserversorgungsanlage, deren Baukosten 17 Millionen Schilling betragen, auf einen schön gestalteten Ortsplatz, eine Sportanlage und einen neu errichteten Badeteich sowie auf eine funktionierende Müllentsorgung. St. Martin ist auch vom wirtschaftlichen und fremdenverkehrsmäßigen Standpunkt eine bedeutende Gemeinde im Bezirk.

In der Gemeinde gibt es insgesamt 613 Berufstätige, wovon 209 Personen in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigt sind. 83 Vollerwerbsbauern stehen 119 Nebenerwerbslandwirten gegenüber. In Gewerbe und Industrie sind 169 Einwohner beschäftigt, im Bauwesen 77, 29 im Beherbergungs- und Gaststättengewerbe, um nur einige interessante Zahlen zu nennen.

Nicht unerwähnt darf die Lage St. Martins an der B 41 bleiben, eine Tatsache, die besonders mit dem Ansteigen des Verkehrs zu erheblichen Belastungen für die Bevölkerung geführt hat. Es ist zu hoffen, daß durch die Neutrassierung ein angenehmeres Leben im Ortskern neue Vorteile bringen wird und daß die dadurch entstehenden Möglichkeiten zum Wohle aller genutzt werden können.

Johann Ramharter/NÖN 1986/28

Am Freitag, dem 11. Juli, wurde die feierliche Überreichung der Marktwappenurkunde durch Landeshauptmann Siegfried Ludwig an Bürgermeister Josef Howiger vorgenommen.

Der Festakt, zu dem zahlreiche Prominenz geladen war, wurde von der Musikkapelle St. Martin/Harmansschlag musikalisch umrahmt.

Anlässlich der Markterhebung in 3971 St. Martin am 12. und 13. Juli 1986 wurden neben drei Objekten über den Hl. Martin von Sammlern aus Wien, Hohenau und Ladendorf ein Querschnitt von Motivsammlungen einiger Sammler des BSV KUENRING gezeigt. Außerdem wurden auch alte Ansichten und Stiche von St. Martin und Umgebung ausgestellt.

NÖN 1986/29



Schrems

850 Jahre-Bestand, 50 Jahre Stadt

Die Granitstadt Schrems stand im April 1986 im Zeichen von zwei Jubiläen, nämlich des 850jährigen Bestehens sowie der 50-Jahr-Feier der Stadterhebung. Der Höhepunkt war Sonntag, 13. April 1986, mit einem Festakt in der Stadthalle. Hauptredner waren Landeshauptmann Siegfried Ludwig und Landesrat Ernst Höger. Die vielen Ehrengäste, darunter Abgeordnete zum Nationalrat und zum Nö. Landtag, begrüßte Bürgermeister Franz Ableidinger. Über Schrems im Wandel der Zeit sprach Stadtrat Reinhard Österreicher. Die musikalische Gestaltung des Festaktes erfolgte durch die Stadtkapelle Schrems, der Vereinigten Chöre der Stadt Schrems und durch den Chor der Hauptschule Schrems.

Die Stadt Schrems hat für das Waldviertel große Bedeutung. Die Stadt hat heute rund 6500 Einwohner und hat sich im Zuge der kommunalen Strukturreform vor 15 Jahren nahezu verdoppelt. In der

Stadt gibt es insgesamt 2200 Arbeitsplätze, davon alleine in den beiden Großbetrieben Ergee und dem Metallbetrieb Felten & Guillaume 1700.

Rudolf Stögmüller/NÖLZ 1986/16

Schweiggers

Warte zu Ehren Robert Hamerlings

Der Student und junge Poet Robert Hamerling hat bei seinen Aufenthalten in Schweiggers, namentlich beim „Vetter Koppensteiner“, die Landschaft um Schweiggers mit poetischen Namen bedacht. Einer Anhöhe hat er darum auch den Namen „Olymp“ gegeben.

Wo sich Hamerling einst wie im Götterhimmel fühlte, hat nun der Verschönerungsverein Schweiggers unter seinem verdienstvollen Obmann Max Reschl sein bislang größtes Projekt verwirklicht. Eine Aussichtswarte entstand und wurde zu Ehren des Dichters „Robert Hamerling Warte“ benannt. Die feierliche Eröffnung, vom Jugendblasorchester trefflich musikalisch umrahmt, fand am 15. Juni statt.

1982 wurde der etwa 60 km lange Robert Hamerling-Weg angelegt, und damals reifte schon das Projekt einer Aussichtswarte auf dem 707 m hohen „Olymp“. Dipl.-Ing. Karl Stransky aus Wien arbeitete die Pläne aus, die heimischen Firmen Engelbert Müllner aus Waldhausen und Georg Fessl aus Zwettl besorgten dann die gediegene, fachgerechte Ausführungen. An Baukosten war der stolze Betrag von 700000 Schilling aufzubringen. Ein wichtiger Beitrag zur touristischen Erschließung der Heimat und eine großartige Leistung des Verschönerungsvereines.

NÖLZ 1986/26

Senftenberg

Archäologische Grabungen — Relikte aus 14. Jh.

Seit rund drei Wochen graben Frau Dr. Brigitte Cech und ihr Team in Senftenberg im Haus des Herrn Steger Karl. Die Archäologen fanden die Bausubstanz eines Hauses, welches ungefähr um 1400 erbaut wurde. Frau Dr. Brigitte Cech ist Angestellte des Projektes zur Erforschung des Kamptales und des Horner Beckens, wobei die Gemeinde Senftenberg den westlichen Teil dieser Region darstellt. Projektleiter dieser Grabungen ist Univ.-Prof. Dr. Herwig Friesinger. Er unterrichtet an der Universität in Wien und ist zuständig für Ur- und Frühgeschichte. Die Finanzierung des Projektes wird durch einen Fonds abgedeckt.

Ursprünglich gab es zwei Räume die im Laufe der Zeit in drei unterteilt wurden. Das Besondere an dieser Ausgrabung ist die Art, wie um 1400 gebaut wurde und mit welchen Mitteln dieses Haus entstand. Die Wände bestehen aus ganzen, massiven Holzbalken, die Fugen zwischen diesen Balken wurden mit einer Mixtur aus Ton- und gehäckseltem Heu zugeschmiert. Das Beschwerliche an dieser Bauart ist es, die Mischung aus Ton und Heu muß außen in einem Arbeitsgang erledigt werden, was ungeheuerliche Leistungen des Bauherrn fordert. Vor wenigen Jahren wurde eine solche Art des Verputzes in Imbach beim Dopplerhaus versucht, wobei Stunden gearbeitet werden mußte.

Im rechten Raum fand man eine Senkgrube mit Scherben aus dem 15. Jahrhundert. Der mittlere Raum dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach im 16. oder 17. Jahrhundert dazugebaut worden sein, in welchem man ebenfalls Keramik und Scherben fand. Der linke Raum diene als Preßhaus, in dem ein sehr gut erhaltenes Trinkgefäß gefunden wurde. Das Obergeschloß zeichnet sich durch die wuchtige Balkendecke aus, die noch aus der Zeit des Baues stammen dürfte. Was nach Abschluß der Grabungen mit dem Haus geschehen soll, steht noch nicht fest, es könnte aber für einen kulturellen Zweck in Senftenberg verwendet werden.

NÖLZ 1986/13

Thaya

Sonderausstellung zeigt kulturelles Erbe der Pfarre

Der Kultur- und Museumsverein Thaya veranstaltete gemeinsam mit der Pfarre Thaya im Heimatmuseum Thaya eine Sonderausstellung unter dem Titel „Leben und Geschichte der Pfarre Thaya“. Zur

feierlichen Eröffnung fand am 15. Juni der Pfarrgottesdienst um 9 Uhr vor dem Museum statt (die Pfarrkirche ist wegen Renovierung geschlossen).

Die Ausstellung ist bis 3. November jeden Sonntag von 9 bis 12 Uhr geöffnet. Gegen Anmeldung beim Gemeindeamt oder beim Pfarramt sind Sonderführungen möglich.

Nach Abschluß der Kirchenrenovierung wurde am Sonntag, 29. Juni um 11 Uhr auch eine Führung auf dem Dachboden und den Turm der Pfarrkirche angeboten, wo die romanischen Kirchenfenster mit Bemalung aus der Zeit um 1400, die alte Turmuhr und die fünf Glocken zu sehen sind.

Die Sonderausstellung „Leben und Geschichte der Pfarre Thaya“ zeigt Paramente, kirchliche Geräte, eine Dokumentierung des kirchlichen Lebens und Urkunden aus der Geschichte der Pfarre. Das Glanzstück der Ausstellung ist die Thayringer Madonna (vor 1350), die als Leihgabe des Diözesanmuseums zur Verfügung steht.

Als Dauerausstellung ist weiterhin zu sehen: „Vom Flachs zur Leinwand“, „Die Flurdenkmale der Pfarre“, die Dokumentation der Ausgrabung in der Wüstung Hard, viele alte Geräte und Bemerkenswertes aus der Geschichte des Marktes Thaya.

Besonderes Interesse erweckt bei den Museumsbesuchern die Ausstellung der beiden Münzfunde, die im Haus des Museums in den Jahren 1960 und 1983 gemacht wurden. Der erste Fund umfaßt 117 Silbermünzen mit der Schlußmünze aus dem Jahr 1530, der zweite Fund beinhaltet 1563 Silber- und vier Goldmünzen mit der Schlußmünze aus dem Jahr 1724.

NÖN 1986/24

Thunau — Gars am Kamp

5000 Jahre alte Tonfigur gefunden

Ausgerechnet das jüngste Mitglied des „Archives für die Waldviertler Urgeschichtsforschung“ rückte durch zwei seltene Funde in den Mittelpunkt des Interesses, nämlich der elfjährige Schüler Martin Obenaus. Erblich belastet durch seinen Vater Hubert, der seit über 20 Jahren als Hobby-Archäologe die Ur- und Frühgeschichte seiner Heimat verfolgt, wurde auch Martin im geschichtsträchtigen Garser Raum fündig.

Vor wenigen Wochen — „die Zeit im Frühjahr und Herbst, wenn die Bauern die Felder pflügen, ist die günstigste, da findet man sehr viel an der Oberfläche, denn graben ist ja streng verboten!“ weiß Martin — las der Hauptschüler in der Nähe der bekannten jungsteinzeitlichen Fundstelle beim „Roten Kreuz“ den Torso einer weiblichen Tonfigur auf. Eine derartige Figur, bei der Kopf, Arme und Beine fehlen, und die noch Reste gelber und roter Bemalung auf dem dunklen Ton aufweist, ist in Gars noch nicht gefunden worden. „Der Torso läßt auf einen Fruchtbarkeits- oder Jagdkult vor etwa 5000 Jahren schließen, da oft dem göttlichen Symbol, wenn der Jagderfolg nicht gegeben war, Arme und Beine abgebrochen wurden“, erläutert Hubert Obenaus.

Der zweite Fund, der allerdings schon im Herbst gemacht wurde, ist der erste Nachweis aus Gars aus der Römerzeit (datiert etwa 200 nach Christus und bereits in den „Fundberichten aus Österreich“ publiziert). Eine Scherbe eines mit menschlichen Figuren reliefverzierten Sigillatagefäßes (eine Bezeichnung für die Machart aus gebranntem Ton) ist ein typischer Vertreter der römischen Keramikproduktion und weist damit auf die weitreichenden Handelsbeziehungen hin, die das römische Imperium mit den damals bei uns siedelnden Germanen unterhalten hat.

Die Abteilung für Bodendenkmalpflege beim Bundesdenkmalamt hat nach der Zeitbestimmung diese und alle anderen Funde (im Keller liegen bei Obenaus Dutzende Schachteln mit wertvollen Stücken) wieder zurückgestellt, für sie ist nur die Verbreitung der Funde interessant.

Rupert Kornell

Waidhofen an der Thaya

Dr. Ernst Neuwirth geehrt

Der Moritz-Schadek-Abend, der vom Museumsverein am 16. April im Festsaal der Sparkasse veranstaltet wurde, gestaltete sich zu einem eindrucksvollen, familiären Abend.

Im Rahmen dieser Veranstaltung wurde durch den Obmann des Museumsvereines, KR Walter Biedermann, an seinen Vorgänger, Dr. Ernst Neuwirth, die ihm anlässlich der letzten Jahreshauptversammlung beschlossene Ehrenmitgliedschaft ausgesprochen und eine von Prof. Emil Jaksch geschaffene Urkunde überreicht. Ing. Heinrich Hetzer übergab an den Geehrten ein während des Schauwebens im Heimatmuseum entstandenes Tischtuch mit eingewebtem Muster (Waldrapp aus der ersten Seite des Stadtbuches).

Dr. Neuwirth dankte und übergab dem Museumsverein in herzlich gehaltenen Worten ein wertvolles Buch sowie Unterlagen aus dem Freundeskreis von Krahuletz, dem Gründer des Eggenburger Museums, mit dem sein Vater eng befreundet war.

Großes Interesse erweckte die Diaschau, die den Heimatdichter Moritz Schadek bei einem Spaziergang durch das alte Waidhofen zeigte. Der aus dem Rundfunk und von Dichterlesungen bekannte Prof. Franz Thalhammer brachte Schadek-Gedichte zum Vortrag. Der gemischte Chor des GMV Waidhofen umrahmte die harmonische Feierstunde. *NÖN 1986/17*

Waidhofen in alten Ansichten

In Anwesenheit von Prominenz aus Politik und Wirtschaft wurde die vielversprechende Ausstellung „Waidhofen an der Thaya in alten Ansichten“ des Vereines Heimatmuseum im Neuen Museum in der Schadekgasse am 29. Juni von Bürgermeister OSR Dir. Maier eröffnet.

Die Schau, die mit einer Fotodokumentation von Objekten aus der Jahrhundertwende beginnt und in einem separaten Teil einen Ausschnitt aus der umfangreichen Plakatsammlung aus der neueren Geschichte zeigt, ist sicherlich nicht nur für Menschen, die den einen oder anderen Zeitabschnitt mehr oder minder intensiv miterlebt haben, interessant, sondern scheint geeignet auch die Jüngeren zum Nachdenken anzuregen. Manche Plakate spiegeln in scheinbar belanglosen Sätzen die Lebensumstände speziell in der Nachkriegszeit wider, wenn es da beispielsweise auf einer Einladung zu einem Sportlerball heißt: „Für Getränke ist gesorgt. Bitte Gläser mitbringen!“ oder auf einem Kinoprogramm aus dieser Zeit: „Arbeitslose erhalten 50 % Ermäßigung!“

So gesehen gewinnt der letzte Satz aus der Eröffnungsansprache von Bürgermeister OSR Dir. Maier — „Der Blick in die Vergangenheit schärft bekanntlich das Auge für die Gegenwart und die Zukunft und führt uns in der Zeit der Bewährung die Vergänglichkeit vor Augen!“ — noch zusätzlich an Aussagekraft. *NÖLZ 1986/27*

„Von der Holzuhr bis zur Mikroelektronik“

Ausstellung im Heimatmuseum Waidhofen/Thaya vom 18. bis 26. Jänner 1986

Am Freitag, 17. Jänner wurde im Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya die Ausstellung „Von der Holzuhr bis zur Mikroelektronik, die Bundesfachschule Karlstein einst und jetzt stellt sich vor“ durch Bezirkshauptmann Wirkl. Hofrat Dr. Franz Steininger eröffnet. Zur Eröffnungsfeier konnte der Obmann des Vereines KR Biedermann zahlreiche Ehren- bzw. Festgäste begrüßen und gab seiner Freude Ausdruck, daß diese Ausstellung einem breiten Publikumskreis präsentiert werden kann. Er führte aus, daß das Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya sich stets bemüht hat, besonders die wirtschaftlichen Umstände der Region in Vergangenheit und Gegenwart darzustellen. Die bisher gezeigten Sonderausstellungen untermauern dies. Ging es in einer der ersten Ausstellungen, „Zünfte, Handwerk und Gewerbe“, um die Entwicklung von Gewerbe und Handwerk seit dem Mittelalter, so entstand mit der Ausstellung „Textilland Waldviertel — gestern und heute“ die Verbindung bis herauf in unsere Tage. Gerade die Darstellung der Textilerzeugung wird weiter ausgebaut werden. So wird derzeit an der Errichtung eines Websaales gearbeitet, wo dann original Webstühle und Geräte aufgestellt und den Besuchern präsentiert werden können. Auch die Ausstellung „Von der Holzuhr bis zur Mikroelektronik“ ist einem wichtigen und für unsere Region bedeutenden Wirtschaftsfaktor gewid-

met. Wir sind sehr froh, daß wir mit dieser Ausstellung die Bundesfachschule Karlstein einst und jetzt vorstellen können. War doch die Uhrenerzeugung im 18. Jahrhundert neben der Bändererzeugung der wichtigste Erwerbszweig in unserem Bezirk.

Der langjährige Leiter der Bundesfachschule Dir. Dipl.-Ing. Proidl skizzierte die Entstehung der Uhrenindustrie und die Entwicklung der Berufsschule für Uhrmacher in Karlstein, von der Fachschule und schließlich bis hin zur Errichtung von Abteilungen für Mikroelektronik und Mikromechanik.

Bezirkshauptmann Wirkl. Hofrat Dr. Steininger lobte die Arbeit des Museumsvereines und stellte fest, daß das Heimatmuseum einen besonderen kulturellen Mittelpunkt in Waidhofen und darüber hinaus für den ganzen Bezirk darstellt. Er wies darauf hin, daß einst der Bezirk als Bandlkramerland bekannt war. Als sich die Uhrenerzeugung um Karlstein ausbreitete wurde es „Horologenland“ genannt. Die gegenwärtige Ausstellung, so führte er aus, gibt einen Einblick in den Wirkungsbereich der Bundesfach- und Bundesberufsschule für Uhrmacher in Karlstein an der Thaya. Sie ermöglicht es, daß die jungen Leute eine vorzügliche Ausbildung erhalten.

Mit den Worten: „Möge diese Ausstellung, die uns neben der Vergangenheit, auch Einblick in die Gegenwart, in die Welt der Elektronik bietet, beitragen, manchen jungen Menschen die richtige Berufswahl zu erleichtern“, erklärte Bezirkshauptmann Dr. Steininger die Ausstellung für eröffnet. Die Feierstunde wurde von einem Bläsertrio der städtischen Musikschule unter Herrn Eduard Jäger musikalisch umrahmt. Herr Prof. Franz Suchan brachte einen Prolog über die Uhr bzw. die Zeit zum Vortrag. Ein Schüler der Bundesfachschule Karlstein, als Uhren-Wanderhändler des 18. Jh. mit Stiefel, Frack, Zylinder und „Buckelkraxe“ mit alten Holzuhren adjustiert, erweckte das besondere Interesse der Besucher. Im Rahmen der Ausstellung hielt Dir. Dipl.-Ing. Proidl am 21. Jänner 1986 einen Vortrag mit Dias mit dem Thema „Das Horologenland“ — Uhrenerzeugung im Waldviertel.

Die Uhrenerzeugung im Waldviertel beginnt am Anfang des 18. Jh. und erreichte um 1800 ihre Blüte. 140000 Uhren, einfache Wanduhren, trugen Wanderhändler jedes Jahr in alle Teile der Monarchie.

Hunderte Bewohner um Karlstein waren mit der Erzeugung von Uhren beschäftigt. Auch hat sich die Herstellung der Uhren weiterentwickelt. Gab es zuerst nur primitive Holzuhren, so entstanden bald kompliziertere Uhren. Sie wurden in Arbeitsteilung erzeugt. So gab es „Gehäusebauer“, „Spindelmacher“, es gab Leute die die Zahnräder herstellten, (zuerst in Holz, später in Messing) die Federn zum „Schlagen“ der Uhr; weiters Ziffernblattmaler usw. Bald entstanden in Karlstein einige größere Betriebe, die sich zur sogenannten „Uhrenfabrik“ entwickelten z. B. Firma Pollmann, Firma Andres & Dworsky, die heute noch existieren, aber keine Uhren mehr herstellten.

Als um 1840 die Konkurrenz aus Amerika die Heimindustrie auch in unseren Breiten in große Schwierigkeiten brachte, sollte die Gründung einer Spezialschule für Uhrmacher Abhilfe bringen.

Damit die Uhrenindustrie des Waldviertels Impulse zum Überleben bekommt, wurde 1873 eine Fachschule gegründet. Aus der Schule für das „Horologenland“, entwickelte sich eine Ausbildungsstätte für die Uhrmacher Österreichs. Die Schule wurde 1982 durch einen Zubau erweitert. Neben der traditionellen „Uhrmacherabteilung“ (Fachschule und Berufsschule) werden noch die Abteilungen „Mikromechanik“ und „Mikromechanik und Elektronik“ („Mikroelektronik“) geführt. Diese neuen Abteilungen sollen Fachkräfte für die feinmechanische und elektrofeinmechanische Industrie ausbilden. Auf präzises Arbeiten, das Zusammenspiel von Elektronik und Mechanik und auf das notwendige theoretische Wissen wird großer Wert gelegt. Die Absolventen können daher im Prototypenbau, der Anfertigung von Vorrichtungen und Werkzeugen, für die Wartung von Industrierobotern, in Labors und im Konstruktionsbüro eingesetzt werden.

In der Schule werden derzeit 320 Schüler von mehr als 40 Lehrern unterrichtet. 200 Schüler wohnen in einem modernen Internat. Die Fachschule ist auch ein bedeutender Wirtschaftsfaktor für den Grenzraum. Sie garantiert ca. 100 direkte und indirekte Arbeitsplätze. Da die Feinwerktechnik einen wesentlichen Zweig der Waldviertler Wirtschaft bildet, kann die Schule auch dieser Industrie dienlich sein.

Eduard Führer

Prof. Hans Wagner wäre 1986 80 Jahre alt geworden

Prof. Mag. art. Hans Wagner, akad. Maler, wurde in Dietreichs in Böhmen am 8. Mai 1906 geboren, kam als Fünfjähriger mit seinen Eltern nach Waidhofen an der Thaya, wo er Volksschule und Gymnasium besuchte und 1925 die Matura ablegte. In Waidhofen an der Thaya wurde in ihm durch den großen Landschaftsmaler Prof. Thomas Leithner das Interesse für die Malerei geweckt. Wagner studierte Malerei an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Nach vier Jahren an der allgemeinen Malerschule unter Prof. Carl Sterrer folgte ein Jahr Meisterschule bei Prof. Rudolf Bacher. Das Schwergewicht lag hier besonders bei der Porträtmalerei. Schon während des Studiums der Malerei an der Akademie der bildenden Künste betrieb Hans Wagner, neben dem Besuch von Vorlesungen über Kunstgeschichte, Psychologie, Pädagogik, Mathematik und darstellende Geometrie an der Universität Wien, ein eifriges Geigenstudium. Neben der Malerei spielten seine Liebe zur Geige und die klassische Musik in seinem Leben eine große Rolle.

Das Kriegsende erlebte er in der Nähe von Schwanenstadt in Oberösterreich, wo er nach Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft blieb. Er lernte dort seine Frau Caroline kennen und konnte bald, gestützt auf zahlreiche Porträtaufträge, den Lehrberuf aufgeben und sich vollends als Freischaffender der Malerei widmen. In den fünfziger Jahren dehnte er seinen Wirkungskreis über die Grenzen Österreichs hinaus aus. Wollerau in der Schweiz wurde ihm neben Schwanenstadt zur zweiten Heimat. Er besuchte aber immer wieder gerne die Stadt seiner Jugend, Waidhofen an der Thaya, die ihm zu Ehren im Jahr 1976 eine umfassende Ausstellung seiner Werke veranstaltete.

Prof. Hans Wagner schuf mehr als 1000 Porträts, seine Landschaften und Stilleben blieben, gemessen an der Zahl, in der Minderheit. Obwohl hauptsächlich Porträtmaler, brachte er doch in vielen Landschaften seine Naturverbundenheit immer wieder zum Ausdruck. Prof. Hans Wagner starb an den Folgen einer Operation am 10. Dezember 1977 im Kantonsspital in Zürich. *Eduard Führer*

Heimatstube Neubistritz

Schon seit längerer Zeit plante der Verein Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya in den Räumen des Heimathauses eine „Heimatstube Neubistritz“ zu errichten. Sie soll, neben der Heimatstube in Reingers, eine weitere Verbindung zum Heimatkreis Neubistritz darstellen und an das uralte deutsche Siedlungsgebiet im Süden unseres Nachbarlandes erinnern.

Im Südosten Böhmens, an der Landesgrenze zu Mähren und Niederösterreich, liegt der Kreis Neubistritz. Das deutsche Siedlungsgebiet umfaßte die Stadt Neubistritz, die Marktgemeinden Adamsfreiheit, Altstadt und Schamers und 54 Dörfer; es zählte rund 20000 Einwohner und hatte eine Fläche von 38911 ha.

Geographisch ist das Neubistritzer Ländchen in einen nordwestlichen und einen südöstlichen Teil gegliedert. Der erste gehört der „Wittingauer Senke“ an; der zweite, größte Teil liegt schon auf der „Böhmischen-Mährischen Höhe“ und hat im „Marktstein“ (731) seine höchste Erhebung.

Das Gebiet Landstein-Neubistritz gehörte nach der Grenzfestlegung durch Kaiser Friedrich I. im Jahr 1179 zur österreichischen Grafschaft Raabs, 1282 kam es zu Mähren und 1306, nach dem Aussterben der Przemysliden, zu Böhmen. Von 1938 bis 1945 war es Teil des deutschen Reichsgaues Niederdonau.

1945 wurden alle Deutschen über die Grenze nach Österreich vertrieben. Viele Häuser blieben unbewohnt, einst blühende Dörfer wurden dem Verfall preisgegeben, einzelne Ortschaften an der österreichischen Grenze wurden völlig dem Erdboden gleichgemacht. Die Vertriebenen blieben untereinander in Verbindung und es entstanden Landmannschaften. Eine davon ist der Heimatkreis Neubistritz im Südmährischen Landschaftsrat. Kreisbetreuer ist Herr Friedrich Soukup.

Da in der Patenstadt Heubach und in deren Umgebung sehr viele Vertriebene aus dem Kreis Neubistritz ihre zweite Heimat gefunden haben, war es naheliegend, in Waidhofen an der Thaya, in der Nähe ihrer alten Heimat, eine Erinnerungsstätte zu schaffen. Die Neubistritzer Stube ist vorerst bis

zum Abschluß der Instandsetzungsarbeiten im Heimathaus in der Wienerstraße, im Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya, in der Schadeckgasse, eingerichtet.

Zahlreiche Ausstellungsstücke, wie Bilder, Karten, Unterlagen aus der Neubistritzer Webschule, Poststücke, Gebetbücher usw. sind zu sehen.

Eduard Führer/Mai 1986

Waldreichs (Ger. Bez. Allensteig)

Das Schloß wird revitalisiert

Die Windhag'sche Stipendienstiftung, die alljährlich namhafte Beträge für heimische Studenten in Form von Stipendien bereitstellt — im heurigen Studienjahr war es fast eine Million Schilling —, arbeitet seit einigen Jahren an der Wiederinstandsetzung des im Landschaftsschutzgebiet Ottenstein gelegenen Schlosses Waldreichs. Diese Arbeiten, die auch eine Revitalisierung zum Ziele haben, erfolgen einerseits im Sinne der Denkmalpflege, andererseits aber auch im Rahmen des Wirtschaftsbetriebes. Da sich in unmittelbarer Nähe des Schlosses ein neuangelegter Spezialforstgartenbetrieb befindet, werden hierfür Wohnungen sowie Verwaltungs- und Betriebsräume benötigt. Mit diesem Projekt, das 1980 begonnen wurde und das auch vom Land Niederösterreich und vom Bundesdenkmalamt unterstützt wird, soll das langfristige Ausbauprogramm des Stiftungsforstbetriebes Ottenstein abgeschlossen werden. Bis dahin wird es noch etwa drei bis vier Jahre dauern.

Im Zuge der bisherigen Arbeiten konnte der Eingangstrakt des Schlosses neu eingedeckt, Fassaden und Fenster erneuert sowie die im Haupthof gelegenen Gebäude im West- und Süd- und teilweise auch im Osttrakt samt allen Türmen mit neuen Dächern versehen und mit neuen Fenstern ausgestattet werden. Nunmehr soll auch das Dach über dem restlichen Teil des Osttraktes, wo die Schloßkapelle liegt, wiederhergestellt werden. Außerdem will man den Haupthof durch den Wiederaufbau des Nordtraktes schließen und die noch vorhandenen Mauerteile in das Ensemble integrieren.

Die Windhag'sche Stipendienstiftung entfaltet schon seit Jahren Bemühungen, Schloß Waldreichs auch touristisch zu nützen. Mit den Nö. Pfadfindern gibt es einen längerfristigen Vertrag, wonach im Sommer ein Lagerplatz und auch verschiedene Räumlichkeiten den Pfadfindern zur Verfügung gestellt werden. Da man insbesondere den Individualtourismus stärken und ausweiten will, denkt man an die Errichtung einer Jausenstation, wo die Benützer von jenen Wanderwegen, die im Gebiet der sogenannten „Ottensteiner Teichplatte“ angelegt werden sollen, Labung und Erholung finden. Diese Teichplatte setzt sich aus fast einem Dutzend Teichen verschiedener Größe zusammen, die als attraktiver und reizvoller Landschaftsteil innerhalb des Forstbetriebes gelten. Diese Gegend wird inoffiziell als Naturschutzgebiet behandelt, dies deshalb, weil sie eine sehr differenzierte Fauna und Flora aufweist. Die Stipendienstiftung will damit einen wichtigen Beitrag zur Förderung des Fremdenverkehrs leisten. Noch in diesem Jahr soll am Stausee Dobra auch ein Rast- und Parkplatz eingerichtet werden.

Amisblatt der BH Zwettl, Nr. 15/1986

Weißenalbern

Durch Privatinitiative bleibt „Gmäu“ erhalten

Liebe zum alten Gemäuer, zur Tradition und zum Familienerbe, lassen Josef Binder trotz vieler Schwierigkeiten nicht verzweifeln. Seit Jahren sind er und seine Familie bemüht, das alte „Gmäu“ — die Feste Rauhenstein — nicht dem Verfall preiszugeben.

Die Hauptmauern des Gebäudes dürften noch aus dem 13. Jahrhundert stammen, doch im Laufe der Jahrhunderte hat sich das Gmäu verändert und wurde zweitweise auch als Getreideschüttkasten verwendet.

Das kleine Gut wurde 1289 von Hadmar von Schönberg dem Stift Zwettl vermacht. Zahlreiche Besitzer wechselten, bis schließlich Michael Binder, der Urgroßvater von Josef Binder vor 150 Jahren die Feste Rauhenstein von der Herrschaft Kirchberg ersteigerte.

Michael Binder brachte in einem der aus drei Stockwerken bestehenden Festung seine der damaligen Waldviertler Tradition entsprechende Hausweberei unter. Drei Webstühle konnte er sein eigen

nennen und acht Gesellen waren bei ihm beschäftigt. Von Michael Binder ging das Anwesen auf seinen Sohn Leo über. Da die Weberei keinen rechten Ertrag mehr brachte, übte die Familie die Landwirtschaft aus.

Während der letzten Jahrzehnte wurden bei dem trutzig in die Waldviertler Landschaft schauenden Bauwerk lediglich die Ost- und Westseite sowie das Dach saniert. Das Innere der Burg weist unter anderem eine herrliche, gut erhaltene Wendeltreppe aus Granit und einen Dachstuhl aus dem 18. Jahrhundert auf.

Josef Binder ist nun dabei, sowohl den Haupteingang wieder in seine ursprüngliche Form zu bringen, als auch die alte Mauer des Wehrgrabens. Auch für das „Innenleben“ hat er sich noch einiges vorgenommen. Er möchte das dritte Stockwerk so herrichten, daß er die alten, noch von Urgroßvaters Zeiten stammenden Webstühle wieder aufstellen kann. Große Vorhaben, wenn man bedenkt, daß Binder fast alle bisherigen Arbeiten ohne öffentliche Mittel und Subventionen bewerkstelligte.

Gerlinde Aschauer/NÖN 1986/17

Weitra — Wien

Wilhelm Szabo ist nicht mehr

Der Nestor der österreichischen Lyrik, Prof. Wilhelm Szabo (85), ist am 14. Juni in Wien gestorben. Der allseits bekannte Dichter war eng mit dem Waldviertel verbunden. War er doch unter anderem von 1945 bis 1968 als Leiter der Volks- und Hauptschule Weitra tätig.

Prof. Szabo wurde 1901 in Wien geboren und verlebte seine Kindheit in Lichtenau bei Gföhl bei Zieheltern. Er absolvierte eine Tischlerlehre in Wien und trat schließlich in das Landeslehrerseminar St. Pölten ein. Während der Zwischenkriegszeit war er Volksschullehrer in verschiedenen Orten des Waldviertels. 1938 wurde er aus dem Schuldienst entlassen und war als Holzfäller sowie als Stiftsorganist in Zwettl und Lektor eines Müncher Verlages tätig. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte er nach Weitra zurück und blieb bis zu seiner Pensionierung 1968.

Szabo drückte seine Verbundenheit mit seiner Waldviertler Heimat auch in zahlreichen Werken aus. Der erste Gedichtband mit überregionaler Bedeutung: „Das fremde Dorf“, erschien 1933 in Wien. 1981 wurde sein letzter Gedichtband aus Anlaß seines 80. Geburtstages mit dem Titel „Lob des Dunkels“ vorgestellt. Herausgegeben vom Verlag Nö. Pressehaus.

Wilhelm Szabo wurde 1954 mit dem Georg-Trakl-Preis für Lyrik, 1957 mit einem Literaturpreis aus der Theodor-Körner-Stiftung, 1961 mit dem Kulturpreis des Landes NÖ und schließlich 1962 mit einem Würdigungspreis der Stadt Wien für seine Dichtkunst — Weinheber nannte sie ernst, schwer, von großer Wahrhaftigkeit — ausgezeichnet.

NÖN 1986/26

Dichterlesung im Schloßtheater

Ein Abend besonderer Art fand unter dem Titel „Die kleine und die feine Welt“ am 30. August 1986 im entzückenden Schloßtheater von Weitra statt. Mit einem Feuerwerk an Pointen lasen die Burgschauspieler Lotte Ledl und Alexander Trojan Szenen und Skizzen von Dichtern der Vor- und Zwischenkriegszeit (Arthur Schnitzler, Franz Molnár, Peter Altenberg, Paul Auerheimer und Christian Morgenstern). Ein begeistertes Publikum erzwang einige Zugaben und dankte den Künstlern für den amüsanten Abend durch kaum endenwollenden Applaus.

Kulturreferat

Weitra

Webereimuseum in Gründung

Kräftige Lebenszeichen gibt der Verein zur Errichtung und Betreuung eines Webereimuseums in Weitra, dessen Obmann Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Dr. Albert Hackl es nach umfangreichen vorbereitenden Gesprächen und Verhandlungen mit der Kulturabteilung des Landes, dem Bundesdenkmalamt der

Stadtgemeinde nun gelungen ist, nach Fixierung der ersten Förderungsbeträge die Inangriffnahme der Arbeiten für das heurige Frühjahr festzusetzen.

In einem Gebäude der seit 1908 stillgelegten Weberei Hackl in Brühl bei Weitra, die um die Jahrhundertwende ihre Stoffe bis Ägypten exportierte, wird nach baulicher Sanierung, für die die Pläne von Architekt Ferdinand Zörner vorliegen, das Webereimuseum Weitra als reichbestücktes Beispiel eines frühindustriellen Webereibetriebes im Waldviertel entstehen.

Die Stadtgemeinde Weitra wird in Form von Sachleistungen und Förderungsbeiträgen dieses Vorhaben, das auch für den Fremdenverkehr im Weitraer Raum eine ganz wesentliche Bereicherung sein wird, unterstützen. Mit den ersten groben Sanierungsarbeiten des vorgesehenen Gebäudes wird in den kommenden Wochen begonnen.

Noch lagern nicht nur Webereivorrichtungen unterschiedlichster Art, Pläne, Muster und gut erhaltene Stücke ehemals hochmoderner Stoffe zur Raumausstattung — ganz besonders schöne Beispiele für den Jugendstil — im hauseigenen Depot, sondern ist auch die wissenschaftliche Aufbereitung dieses Materials bereits gesichert: all dies wird im künftigen Webereimuseum ein anschauliches Bild eines frühindustriellen Betriebes geben.

NÖN 1986/9

Zwettl, Stift

Zwettl wird Orgelzentrum von Mitteleuropa

Die Egedacher-Orgel schafft die Voraussetzung, die Organisation und die Qualität der Künstler schaffen das übrige: Stift Zwettl hat jedenfalls mit der Durchführung des Internationalen Orgelfestes die Möglichkeit, sich als eines der Orgelzentren Mitteleuropas zu etablieren. Dies zeigte auch bereits die Eröffnung, die am Wahlsonntag, dem 8. Juni durch Präs. Franz Romeder vorgenommen wurde. Im Festvortrag ging Prof. Ringel in beeindruckender Weise auf die Zusammenhänge zwischen der menschlichen Stimme und der Musik ein. Im Anschluß fand in der Stiftskirche das erste Konzert mit dem Chor und Orchester St. Augustin aus Wien und den Solisten Elisabeth Ullmann an der Orgel und Karl Steininger an der Trompete statt. Elisabeth Ullmann spielte die Orgel in bewährt ausgezeichneter Weise, und auch der in Zwettl gebürtige Karl Steininger, derzeit Solotrompeter bei den Wiener Symphonikern, konnte das Publikum begeistern. Überhaupt war der Besuch enorm; sowohl der Festvortrag wie auch das Konzert fanden übergroßes Publikumsinteresse, vor allem auch von vielen Besuchern aus Wien, aus anderen Bundesländern und auch aus dem Ausland. Sie alle mußten ihr Kommen auch nicht bereuen, die Künstler unter dem einfühlsvollen Dirigenten Friedrich Wolf gestalteten das Konzert zu einem der besten Musikerlebnisse der letzten Jahre in der Stiftskirche.

Das Orgelfest wurde am 20. Juni mit einem Konzert Waldviertler Künstler fortgesetzt; es stand auch heuer wieder unter der künstlerischen Leitung von Elisabeth Ullmann und ihres Gatten DDr. Wolfgang Bigenzahn, die wirklich mit großem persönlichem Einsatz sehr wesentlich zum Erfolg der Veranstaltungsreihe beigetragen hat.

NÖLZ 1986/25 S.10

Buchbesprechungen und Schrifteneinlauf

Hermann Steininger: Die münzdatierte Keramik in Österreich vom 12. bis 18. Jahrhundert. Fundkatalog. Wien, Verband der wissenschaftlichen Gesellschaft Österreichs 1985, 167 Seiten, 60 Abbildungen, 2 Faltkarten, broschiert, 8°.

Der Verfasser hat mit dem Thema „Münzdatierte Keramik“ bei Leopold Schmidt dissertiert und im Jahr 1964 seine erweiterte Doktorarbeit veröffentlicht. Seither beschäftigte sich der Autor in zahlreichen weiteren Einzelstudien mit Keramik und münzdatierten Keramikfunden. Man versteht darunter jene keramischen Münzbehälter, die aufgrund in- oder beiliegender Münzen datierbar sind. Seit damals hat die Erforschung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Keramik in Österreich einen starken Auftrieb erhalten. In seinem neuen Buch bietet Steininger nicht nur das bereits 1964 erfaßte Material, sondern auch sämtliche weiteren neuen münzdatierten Keramikfunde in einem systematischen Katalog. In seinem Vorwort schildert der Verfasser die Vorarbeiten zu diesem Buch und die Schwierigkeiten, die sich vielfach ergeben, um an die Funde in den Museen heranzukommen. Der folgende zweite Abschnitt „Keramikforschung in Österreich“ beschreibt die Entwicklung dieser Forschungsrichtung seit dem Beginn unseres Jahrhunderts und nennt bedeutende Forscher, wie O. Menghin, Franz Kießling, Richard Pittioni und Eduard Beninger. Der Fortschritt der Keramikforschung im letzten Vierteljahrhundert läßt sich in den „Fundberichten aus Österreich“ nachlesen und wurde von Sabine Felgenhauer-Schmiedt in einem wissenschaftlichen Abriß dargestellt. Bedingt durch das Aufblühen der Mittelalterarchäologie entwickelte sich eine fruchtbare Tätigkeit, die vor allem durch die Hochschulen und das Bundesdenkmalamt ausgeübt wurde. Größeren Raum nimmt der dritte Abschnitt ein, in welchem die Kriterien münzdatierter Keramik erörtert werden. So ermöglicht es die systematische Vorlage überlieferter Sachkultur die verschiedenen Keramikmaterialien, Aufbereitungstechniken und Formtypen nicht nur zu datieren, sondern sie auch in ihrer zum Teil speziellen landschaftlichen Verbreitung zu verfolgen. Anhand der zahlreichen Abbildungen im Katalog vermag man auch nähere Identifizierungen von vornherein nicht datierter Keramikbestände vorzunehmen. Darüber hinaus wird in diesem Standardwerk auch auf die Gründe, die eigentümlichen Verbergungsarten und -örtlichkeiten derartiger Fundkeramik eingegangen. Den Schwerpunkt der Arbeit bildet die Katalogvorlage im vierten Abschnitt, der eine vollständige Dokumentation aller Funde in Österreich darstellt. Die 333 Fundbelege werden chronologisch nach ihrer Datierung angeführt, wobei bereits an dritter Stelle der Fund aus 1170 in Allentsteig aufscheint. Aus der selben Zeit stammt übrigens auch der Fund aus der Gegend von Zlabings, der in der Zwischenkriegszeit gemacht wurde. Das Waldviertel ist übrigens überdurchschnittlich gut vertreten, wie durch die verhältnismäßig frühen Funde, wie beispielsweise in Marbach am Walde, Großenstein, Großradischen, Waldhers, Sporbach, Kaltenbach, Oberplöttbach, Schrems, Kleinweißenbach, Gastern, Weißenbach in der Wachau, Senftenberg, Flachau, Krems, Unserfrau und Grillenstein bei Gmünd, um nur die ältesten Funde zu erwähnen. Begreiflicherweise finden sich die meisten Funde in den Grenzbereichen des Waldviertels. Bei jedem Fund wird, wenn möglich, der genaue Fundort, die Form, die Größe und die Färbung beschrieben, sowie die zugehörige Literatur und eventuelle Abbildungen angegeben. Im Schlußkapitel bespricht der Autor Probleme und Aufgaben der Katalogauswertung, ohne daß auf Details näher eingegangen wird. Nach den Anmerkungen findet man die Abbildungen (Zeichnungen, Querschnitte) und zwei Faltkarten, welche die Fundorte zeigen. Auch hier sieht man, daß Niederösterreich bei weitem an der Spitze aller Bundesländer steht. Leider vermißt man ein alphabetisches Verzeichnis der Fundorte. Trotz dieses kleinen Einwandes liegt hier ein hervorragendes Fachbuch vor, das für Interessierte an historischer Sachkultur, Mittelalterarchäologen, Volkskundler, Sozial- und Wirtschaftsgeschichtler, Kunsthistoriker, Sammler und Denkmalpfleger, vor allem aber für Heimatforscher von großer Bedeutung ist.

Pongratz

Der Kaiserbesuch am 28. Juni 1904 in Eggenburg. Sonderausstellung des Krahuletz-Museums in Eggenburg vom 16. Juli bis Ende Oktober 1985. Eggenburg, Krahuletz-Gesellschaft 1985, 29 Seiten, 6 Blatt Bildteil, broschiert, quer-8°.

Zur Erinnerung an den Kaiserbesuch vor 80 Jahren veranstaltete die Krahuletz-Gesellschaft eine Jubiläumsausstellung und gab dazu einen Katalog heraus, den Dir. Burghard Gaspar gestaltete. Als Einleitung bietet Reinhart eine Rückschau in die Zeit Ende des vorigen Jahrhunderts und vergleicht sie mit der Gegenwart. Die Zeit von heute wird es kaum mehr verstehen können, was ein Kaiserbesuch in der Monarchie bedeutete. Als der Monarch das Krahuletzmuseum besuchte, war dies nicht nur ein Höhepunkt in der Stadtgeschichte, sondern auch der offizielle allerhöchste Dank und die Anerkennung für die Leistungen der Stadt für den Bau des Museums und die Erhaltung der weltberühmten Sammlungen. Zum Anlaß der Jubiläumsausstellung konnte man alte Glasnegative und Fotosammlungen von Eggenburgern auswerten und viele historische Fotos in der Ausstellung erstmals zeigen. Die einzelnen Teile des Jubiläumskataloges beschäftigen sich mit den Reisen des Kaisers und seinem Hofzug im allgemeinen, mit den Vorbereitungen in Eggenburg, die bereits 1902, dem Jahre der Museums-eröffnung, begannen, mit dem Empfangsprogramm und der Ankunft des Kaisers am 28. Juni 1904, bei welcher nicht nur der Statthalter Niederösterreichs, Graf Kielmansegg, sondern auch alle Honoratioren des Bezirkes und der Stadt Horn den Monarchen begrüßten. Nach der Besichtigung der Stadt, der Kirche und der alten Stadtbefestigungen, sowie der Begrüßung durch die Schuljugend und die Lehrerschaft, erfolgte der Besuch des Museums, wo der Kaiser durch den Urgeschichtsforscher Johann Krahuletz und die Vorstandsmitglieder der Krahuletz-Gesellschaft begrüßt wurde. Der zweite Teil des Kataloges bringt die Pressemeldungen über den Kaiserbesuch. Im dritten Teil dieser Broschüre finden wir den Führer durch die Ausstellung und die Beschreibung der 37 ausgestellten Objekte, vor allem Fotos aber auch Fahnen, Bilder, zeitgenössische Münzen, Pressemeldungen, Schützenscheiben und Uniformstücke. Den Schluß des Textteiles bildet ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Der Bildteil enthält die Reproduktionen von zehn historischen Fotos, die Umschlagseite zeigt die Begrüßung des Kaisers durch den Bürgermeister der Stadt, Leopold Apfelthaler, vor dem errichteten Triumpfbogen mit der Inschrift „Viribus unitis“. Im Textteil sieht man Fotos von den Honoratioren der Stadt, des Bezirkes und des kaiserlichen Statthalters von Niederösterreich. Alles in allem eine gelungene Festschrift zur Erinnerung an ein Ereignis, das das ganze Waldviertel ehrte.

Pongratz

Thomas Winkelbauer: Robot und Steuer. Die Untertanen der Waldviertler Grundherrschaften Gföhl und Altpölla zwischen feudaler Herrschaft und absolutistischem Staat (vom 16. Jahrhundert bis zum Vormärz). Wien, Verein für Landeskunde von NÖ, 1986, 295 Seiten, Tabellen, Bildreproduktionen, kartoniert, 8°. (Forschungen zur Landeskunde von NÖ, Band 25).

Wie bereits der Leiter des Nö. Landesarchivs und des Institutes für Nö. Landeskunde, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Helmuth Feigl, in seinem Vorwort zu diesem Buch sagt, wurde auf dem Gebiet der Einzelforschung zu landeskundlichen Themen in den letzten Jahrzehnten insbesondere durch Dissertationen Anerkennenswertes geleistet. Hierzu gehört zweifellos vorliegende Arbeit, welche die weltliche Herrschaft Gföhl und die Pfarrherrschaft Altpölla betrifft. Die intensive Auswertung der Quellen und umfassende Literaturstudien ermöglichten es dem Verfasser, die einzelnen Ereignisse in den Rahmen des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Gesamtgeschehen in einem Teil des Waldviertels zu stellen. Der Gföhler Wald und die Umgebung von Altpölla sind Gebiete, die sich wegen der Bodenbeschaffenheit und aus klimatischen Gründen nur wenig für eine intensive landwirtschaftliche Nutzung eignen. Die hier wohnende bäuerliche Bevölkerung war daher überdurchschnittlich arm. Daher mußten sich wirtschaftliche Bedrückungen der Grundholden durch ihre zuständigen Grundherrschaften besonders nachteilig auf die Bevölkerung auswirken.

Die vorliegende Studie, die zwei typische Waldviertler Grundherrschaften betrifft, ist aus einer geringfügigen überarbeiteten Fassung einer Wiener Dissertation entstanden. Das Buch gliedert sich in 14 Hauptabschnitte, denen die Verzeichnisse der Abkürzungen, der Quellen und der Literatur, der

Abbildungen und der Tabellen, der Maße, Gewichte und Geldeinheiten folgen. Ein umfangreiches Personen- und Ortsregister schließt diese vorbildlich gestaltete lokalhistorische Studie ab, die sich — das sei vorerst erwähnt — auf die Land- und Forstwirtschaft im engeren Sinn beschränkt und wesentliche Konfliktbereiche wie die Auseinandersetzungen zwischen den zünftigen Handwerkern in den Städten und Märkten und den „Gäumeistern“ auf dem Lande und die Kämpfe der nichtlandwirtschaftlichen Lohnarbeiter (Glashütten!) mit ihren „Obrigkeiten“ ausklammert. Im ersten Abschnitt werden die Herrschaften Gföhl und Altpölla in „Kurzporträts“ dargestellt. Während Gföhl mit dem Herrschaftssitz Jaidhof bereits im Mittelalter der Verwaltungssitz für die ausgedehnten landesfürstlichen Wälder mit den 14 „Waldämtern“ war, handelt es sich bei der Pfarre Altpölla um eine landesfürstliche Urfarre, die in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts für ein großes Rodungs- und Kolonisationsgebiet nordwestlich von Altpölla errichtet wurde. Vermutlich wurde ein „Festes Haus“ im 12. Jahrhundert von Altpölla nach Krumau am Kamp verlegt, wo sich später auch der Gerichts- und Verwaltungsmittelpunkt des „Pöllauer Bereiches“ mit seinen 14 Tochterpfarren befand. Dementsprechend groß war auch die Dotation dieser Pfarre, die aus umfangreichen Zehentrechten und zinspflichtigen Grundholden bestand. Der zweite Abschnitt dieser Arbeit beschäftigt sich mit dem bäuerlichen Weltbild, insbesondere mit dem Hexenprozeß von 1592/93 der Herrschaft Gföhl, der dritte gibt Hinweis auf die soziale Lage der unterbäuerlichen Schichten. Hier lassen sich bereits früh Illegimität und Kindestötung feststellen. Letztere wurde mit der Todesstrafe geahndet. Schlecht ging es auch den sogenannten Inleuten, die als Untermieter in Waldhütten und Bauernhäusern wohnten und den Mietzins zumeist abarbeiten mußten. Insbesondere waren die Waldarbeiter der Herrschaft Gföhl von Armut und Hunger ständig bedroht.

Weitere Kaptiel beschäftigen sich mit den Konflikten zwischen den Bauern in einer Gemeinde, die verschiedenen Grundherren untertänig waren, mit „Generationskonflikten“ zwischen Eltern und Kindern oder mit Grenzstreitigkeiten und Wirtschaftsaufereien. Die folgenden Hauptabschnitte betreffen vor allem die Konflikte zwischen den Grundherren und ihren Untertanen, die sich im Kampf um die Renten und Steuern, sowie um den sozialen Gegensatz zwischen Untertanen und Herren widerspiegeln. Insbesondere stand die Robot (Fronarbeit), spätestens seit der Reaktivierung der herrschaftlichen Eigenwirtschaften im 16. Jahrhundert, fast stets im Zentrum der sozialen Kämpfe. Als die Forderungen der Grundherren an ihre Untertanen immer höher wurden, riß auch den Bauern die Geduld, und es kam im 17. und 18. Jahrhundert immer wieder zu Robotverweigerungen und kleinen Aufständen. Hier schildert uns der Autor in den Personen des Pfarrers Christoph Zächer von Altpölla und einiger Herren von Sinzendorf als Herrschaftsinhaber von Gföhl die erbarmungslose Ausbeutung ihrer Untertanen, die sich schließlich mit Erfolg an den Landesfürsten wandten. Wurde doch durch einen kaiserlichen Traktat des Jahres 1679 die „ungemessene Robot“ abgeschafft. Schwierigkeiten gab es auch mit der herrschaftlichen Schafzucht, durch welche die Felder der Bauern geschädigt wurden.

Sehr eindringlich wird der Kampf der Grundholden um Wald und Weide am Beispiele des Gföhler Waldes geschildert. Staatssteuern und Feudalabgaben konkurrenzten einander auf Kosten der Grundholden, welche zwischen der Grundherrschaft und dem absolutistischen Staat die Leidtragenden waren. Weitere Belastungen der Untertanen betrafen die Kriegsabgaben, die Einquartierungen und die Werbung junger Arbeitskräfte durch das Militär. Das letzte Kapitel „Von der Frosch- zur Vogelperspektive“ bietet einen historischen Überblick über die Entwicklung des österreichischen Staates vom Mittelalter bis zum Absolutismus des 18. Jahrhunderts, als der Staat zum „Steuerstaat“ geworden war. „Das Leitmotiv besonders der theresianischen und der josephinischen ‚Bauernschutzpolitik‘ war die Aufrechterhaltung der Kontributionsfähigkeit der Untertanen“ schreibt der Verfasser mit Recht gegen Ende des Buches. Das Konkurrenzverhältnis von Feudalrente und Staatssteuern wurde erst 1848 mit der Grundentlastung beendet. Diese Arbeit, die auch eine Anzahl von Tabellen und Bildbeigaben enthält, geht zwar von zwei Lokalstudien aus, bietet aber in ihrer Gesamtheit weit über die Lokalgrenzen hinausgehende Erkenntnisse und Feststellungen zum Thema „Grundherrschaft, Staat und Untertanen“. Das Buch ist daher allen Lokal- und Regionalforschern zum Studium wärmstens zu empfehlen.

Pongratz

Horner Kalender 1986. 115. Jahrgang. Horn, Ferdinand Berger und Söhne 1985, 96 Seiten, broschiert, 8°.

Auch heuer erschien wieder der älteste Waldviertler Kalender, ein traditionsreiches „Jahrbuch“ unserer Heimat. Der von Prof. Dr. Erich Rabl verfaßte Beitrag trägt den Titel „Hakenkreuzfahnen flattern in Horn. Die Ereignisse des März 1938“. Der Verfasser geht von den Gemeinderatswahlen der Ersten Republik aus, bei denen die Großdeutschen, 1929 mit Unterstützung der Sozialdemokraten, den Bürgermeister stellten. 1932 erhielten die Nationalsozialisten bei den Landtagswahlen vor allem auf Kosten der Großdeutschen bereits 29 % der Stimmen. Die Ereignisse des 11. und 12. März 1938 stehen im Mittelpunkt des zeitgeschichtlichen Aufsatzes. Die Amtsübergabe an die neuen Machthaber und die Bildung der nationalsozialistischen Organisationen werden ebenso erwähnt, wie die Volksabstimmung von 10. April 1938, die ersten Judenverfolgungen und die neue Kirchenpolitik, die zur Abberufung des langjährigen Stadtpfarrers führte. Neben diesem Beitrag über Horn enthält der Kalender auch literarische Erzählungen von Felix Gamillscheg, Gerhard Fritsch, Barbara Frischmuth, Gertrud Fussenegger, Hilde Spiel, Peter Handke, Gerhard Amanshauser und Peter Henisch.

Pongratz

Franz Fux: Priel. Dorf im Wandel der Zeit. Geschichte von Priel, Gemeinde Senftenberg, Senftenberg, Marktgemeinde 1986, 223 Seiten, bebildert, broschiert, 8°.

Der bekannte Heimatforscher Franz Fux legt in seinem neuesten Buch eine Geschichte des kleinen Dorfes Priel vor, das ursprünglich eine selbständige Gemeinde war und seit 1970 ein Ortsteil der Marktgemeinde Senftenberg ist. Da die kaum 40 Häuser umfassende Siedlung durch Jahrhunderte dem Dominikanerinnenkloster Imbach untertänig war, fand sich ein umfangreiches Quellenmaterial, das der Verfasser für seine umfangreiche lokalhistorische Arbeit auswerten konnte. Er beschränkte sich dabei nicht nur auf die reine Dorf- und Herrschaftsgeschichte, sondern berücksichtigte dabei auch in besonderem Maße das Alltagsleben der breiten Bevölkerungsschichten. Nach der Beschreibung der geographischen Lage und der Flurteilung der Gemeinde (mit Katastralplan und Luftbildaufnahme!) folgt die Frühgeschichte des „Aigen Priel“, wobei mit Recht auf den ursprünglichen Besitz dieser Gegend durch eine kuenringische Nebenlinie, der Herren von Zöbing, hingewiesen wird. Wichard von Zöbing heiratete die Erbtochter Jutta von Senftenberg-Imbach. Der um 1150-1170 erstmals urkundlich genannte Ort Priel gehörte damals zur Herrschaft Senftenberg und gelangte Jahrhunderte später in den Besitz der Dominikanerinnen zu Imbach, vermutlich als Mitgift einer adeligen Klosterfrau. Senftenberg hatte in der Frühgeschichte dieses Dorfes eine überragende Bedeutung. Die Zugehörigkeit von Priel zu diesem Landgerichtsbezirk blieb bis in die Neuzeit bestehen, ebenso auch der zuständige „Ungeldbezirk“, der nicht erst um 1500, sondern bereits im Jahr 1359 unter Rudolf IV., dem Stifter, mit der Einführung der Ungeldsteuer errichtet wurde. Dies sei zur Richtigstellung des Gesagten auf Seite 25 angemerkt. Es entstand also keine „neuerliche Zugehörigkeit“ von Priel zu Senftenberg, sondern der alte Gerichtsbezirk deckte sich eben seit dem 14. Jahrhundert mit dem Ungeldbezirk! Daneben mußte das Dorf Forstrechtabgaben an die landesfürstliche Herrschaft Gföhl-Jaidhof leisten und bezog dafür einige Fuhren Holz aus dem „Droßeram“ des Gföhler Waldes. Seit etwa 1500 besaß das Kloster Imbach über Priel die Orts- und die Grundobrigkeit, nachdem das Dorf im 15. Jahrhundert durch Kriegseinwirkungen fast völlig zerstört war.

Seit dem Beginn der Neuzeit läßt sich die Geschichte des Dorfes Priel und seiner Bewohner dank der günstigen Quellenlage (Herrschaftsarchiv von Gföhl-Jaidhof im Staatsarchiv) oft bis zu Kleinigkeiten verfolgen. Die dankenswerte Auswertung der Pfarrmatriken (bis 1784 Lengenfeld, dann Droß) macht die Sozialstruktur der Bewohner ersichtlich, die Protokollbücher der ehemaligen Grundherrschaft geben seit dem 16. Jahrhundert Auskünfte über Hauskäufe, Verlassenschaftsabhandlungen, Testamente, Steuern und Gerichtsverhandlungen. Da Priel niemals Pfarrort war, lagen die Zentren der lokalen Märkte geographisch in entgegengesetzter Richtung, ein Zustand, der heute noch besteht. Ein besonderes Ziel des Autors war die Erfassung vieler Namen, um Familienforschern eine Nachschlagemöglichkeit zu erschließen. Dies zeigt sich besonders im Hauptabschnitt über das Wirken der

Grundherrschaft Imbach in der Dorfgemeinschaft bei Testamentsvollstreckungen, Aufrichtung von Ehepakten, Vermögensabhandlungen, Verträgen und Rechtssprechungen. Das Kloster Imbach besaß im Dorf auch die niedere Gerichtsbarkeit, der Hofrichter sprach bei kleineren Vergehen im Namen der Priorin das Urteil. Die beispielsweise beschriebenen Prozesse und Urteile sind rechtsgeschichtlich sehr interessant.

Weitere Abschnitte der Ortsgeschichte beschäftigen sich mit der alten Selbstverwaltung der Gemeinde, wie Richterwahlen, Gemeindeversammlungen, sowie Bestellungen von Viehhirten und Weingartenhütern. Wie überall so war auch in Priel das Jahr 1848 ein Markstein in der Geschichte der Gemeindeautonomie, die bis zur Eingemeindung nach Senftenberg im Jahr 1970 ausführlich beschrieben wird. Ein Beitrag ist der Kapelle zur „Schmerzhaften Mutter Gottes in der Brühl“ gewidmet, die 1751 geweiht wurde. Wie in fast jeder Gemeinde des Waldviertels befand sich auch in Priel seit der Gründungszeit ein kleiner Wehrhof (Haus Nr. 9), über dessen Besitzer im Mittelalter nichts bekannt ist. Er ist im Spätmittelalter verbäuerlicht, wobei seine Besitzer zweimal jährlich den Grunddienst an das Kloster leisteten. In der Folgezeit befand sich dieser Hof in der Hand von höhergestellten Persönlichkeiten, wie beispielsweise des Pfarrers von Lengenfeld, der 1670 mit der Grundherrschaft um die Zehentfreiheit des Hofes stritt, oder des Hofrichters Franz Xaver Wagenleithner. Erst im 18. Jahrhundert verbäuerlichte der Hof endgültig. Nur dem geübten Auge sind heute das Haus und seine Lage im Dorf und der geschlossene Grundbesitz als ehemaliger Hof erkennbar.

Durch die Dorferweiterungen in der frühen Neuzeit entstanden in dieser Weinbaugegend Halb- und Viertellehen, nur wenige Lehen blieben in Priel ungeteilt und erhielten auch den Namen „Hof“, wie beispielsweise das Haus Nr. 15, dessen Geschichte der Autor ausführlich beschreibt. Aber auch dem Halterhaus und seinen Bewohnern als sozial untere Stufe im Dorf wird in einem Abschnitt besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Anstelle des Halterhauses (Nr. 3) steht heute ein einstöckiges Wohnhaus, in dessen Parterre die Gemeinde Senftenberg einen Amtsraum besitzt.

Natürlich findet man in diesem Buch auch die Geschichte der Freiwilligen Feuerwehr des Ortes, die im Jahr 1898 gegründet wurde. Wie ein „Inventarium“ berichtet, besaß die Gemeinde bereits 1898 zwei Feuerhandspritzen. Die Liste der Hauptleute und historische Fotoreproduktionen vervollständigen den Artikel.

Ein besonderer Abschnitt betrifft die ältesten Familien und bedeutendere Persönlichkeiten des Dorfes. So finden wir die Familien Siller, Nigl, Zeininger, Paschinger und Seif bereits seit mehr als 300 Jahren dort ansässig. Mit dem Kapitel „Die wirtschaftliche Entwicklung und Sozialstruktur des Dorfes Priel“ schließt der Hauptteil des Buches. Im „Anhang“ finden wir die Geschichte der 40 Häuser des Ortes vom 16. Jahrhundert an bis zur Gegenwart, die Flurnamensliste der Gemeinde, die Listen der Weingartenhüter (1838-1905), der Viehhirten (1712-1905), der Dorfrichter (1610-1850), der Bürgermeister (1850-1970), sowie des Senftenberger Gemeinderates von 1971 (Gemeindezusammenlegung) und 1985. Ein Verzeichnis der Bilder, der Quellen und der Literatur beschließt diese vorbildlich verfaßte Lokalgeschichte, die beweist, daß auch ein kleiner Ort eine interessante Vergangenheit haben kann. Besonders hervorgehoben sei die Auswertung der Kirchenmatriken durch den Verfasser, wodurch dem Familienforscher viel Material geboten wird. Schade, daß kein Namensregister die Fülle des dargebotenen Materials leichter erschließt!

Pongratz

Helmuth Feigl: Die Entwicklung des Pfarrnetzes in Niederösterreich. St. Pölten, Nö. Pressehaus 1985, 32 Seiten, broschiert, 8°, (Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich, Bd. 79)

Der neue Band in der bekannten niederösterreichischen Schriftenreihe beschäftigt sich mit der Geschichte der katholischen Pfarren in unserem Bundesland. Der Autor, Leiter des Nö. Institutes für Landeskunde und Direktor des Nö. Landesarchivs, beginnt seine Studie mit der frühchristlichen Zeit, als im 2. Jahrhundert in den römischen Grenzprovinzen Noricum und Pannonien erstmals Christen nachweisbar sind. Es weist darauf hin, daß die kirchlichen Organisationsformen in allen Epochen in Verbindung mit den staatlichen standen. So sollte nach den Konzilsbeschlüssen in jeder größeren

Stadt ein Bischofssitz errichtet werden, dem die nächstgelegenen ländlichen Siedlungen zu- und untergeordnet waren. Während im oberösterreichischen Lorch bereits früh ein Bischofssitz nachgewiesen werden konnte, besaß Niederösterreich fast tausend Jahre lang kein eigenes Bistum, sondern gehörte zum Großteil bis in die Neuzeit zum Bistum Passau, das im 8. Jahrhundert durch den hl. Bonifatius errichtet wurde. Da die „Großbistümer“ der karolingischen Zeit für die Seelsorge erhebliche Probleme mit sich brachten, war es notwendig geworden, kleinere kirchliche Einheiten zu schaffen, ein Vorgang, der sich in Niederösterreich erst nach der Besiegung der Magyaren im Jahr 955 auswirkte. So kam es ab etwa 1000 zur Errichtung des ältesten Pfarrnetzes in Niederösterreich, wobei es sich in dieser ersten Etappe um Großpfarren handelte, die vom Diözesanbischof gegründet wurden. Daneben gab es schon früh sogenannte Eigenkirchen, die Hochadelige bei ihren Herrschaftssitzen und Meierhöfen für sich, ihre Familie, ihre Gutsarbeiter und die untertänigen Bauern errichteten. Diese Kirchen, die später auch dem Diözesanbischof unterstellt wurden, trugen die Hauptlast der Seelsorge. Für diese Eigenkirchen, die auch später in intensiver Abhängigkeit vom Grundherrn standen, war noch bis ins 18. Jahrhundert der Ausdruck „Kirchlehen“ üblich, der beweist, daß man den dort tätigen Priestern eine ähnliche Stellung zumaß wie den anderen Lehensleuten des Eigenkirchensherrn.

Die von den Diözesanbischöfen geschaffenen Pfarrbezirke in Niederösterreich, die vielfach in der Nähe der Donau lagen, waren vielfach ebenfalls viel zu groß, um den Bedürfnissen der Seelsorge zu genügen. Deshalb gab es in jedem Pfarrbezirk eine Reihe von weiteren Kirchen und Kapellen, an denen regelmäßig Gottesdienst abgehalten wurde. Die Pfarrer in diesen Großpfarren erfüllten damals eine Aufgabe, die später den Dechanten zukam. Durch die kluniazensischen Reformen in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts kam es nicht nur zu einer besseren Heranbildung des Klerikerstandes, sondern auch zur Weitergabe der ursprünglichen Eigenkirchen an geistliche Stiftungen, insbesondere an Klöster, deren Einsatz in der Pfarrseelsorge auch von den Bischöfen gefördert wurde. Da sich das Netz von Großpfarren offenbar auch nicht bewährte, begann seit der Mitte des 12. Jahrhunderts eine allmähliche Aufsplitterung der Großpfarren und zur Errichtung von kleineren Seelsorgespargeln. Dies betraf nicht nur die Pfarren der Bischöfe und der weltlichen Großen, sondern auch jene, die von mächtigen Ministerialen, wie den Kuenringern im Waldviertel (Zwettl, Weitra, Schweiggers), gegründet wurden. Da der Zehent für die Finanzierung dieser neuen Pfarren nicht mehr zur Verfügung stand, mußten für die neuen Seelsorgestationen andere materielle Grundlagen gefunden werden, die mit dem herrschaftlichen Patronat, der Inkorporation (in Klöster) und der Pfarrvogtei in Verbindung standen. Der adelige Vogt war wohl der Schutzherr der Pfarren, doch hob er dafür von den geistlichen Untertanen Vogtabgaben ein, die das Einkommen der Pfarrkirche schmälerten.

Die Broschüre beschäftigt sich in der Folge mit der Entwicklung des Pfarrnetzes im Mittelalter und der Gründung der Tochterpfarren, mit den Auswirkungen der Reformationskrise auf das Pfarrsystem und der Lage der Pfarren in der Gegenreformation. Breiten Raum nimmt auch die Pfarregulierung Josephs II. und die Entwicklung des Pfarrnetzes seither ein. Zuletzt wird noch auf die Trennung von Kirche und Staat im Jahr 1870, auf das Kirchenbeitragsgesetz und die einvernehmliche Aullösung der Patronatsverhältnisse seit 1971 hingewiesen. Literaturhinweise schließen diese Broschüre ab, die trotz ihres relativ geringen Umfanges das Thema übersichtlich und gemeinverständlich behandelt. Diese Lektüre kann allen Heimatforschern wärmstens empfohlen werden. *Pongratz*

Martin Wolfer: Die Geschichte der Feste Peigarten. 600 Jahre Burgfriedensverleihung. Wien, W. Toman Verlag 1985, 164 Seiten, Bilder, Tabellen, Faksimile usw., kartoniert, 4°.

Anläßlich des heuer stattfindenden 600 Jahr-Jubiläums der Burgfriedensverleihung für die Herrschaft Peigarten durch Herzog Albrecht III., am 11. November 1386, verfaßte der derzeitige Schloßherr, Dr. med. Martin Wolfer, vorliegende Geschichte dieser ehemaligen mittelalterlichen Feste und seiner Besitzer vom Beginn des 13. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Burgfriedensverleihungen sind landesfürstliche Privilegien für einen bestimmten Bereich (Herrschaft) mit der „Banngewalt“. Sie

besteht im Zusammenhang mit einer Burg und der Schutzgewalt für die Einwohner dieses Burgbezirkes. Dafür waren die betroffenen Grundholden verpflichtet, „Burgwerk und Robot“ (Zwangsarbeit) für die Burg zu leisten. Mit dieser Rechtsverleihung war auch ein Asylrecht verbunden („fürstlicher Freieung“), das heißt, daß ein Übeltäter bei Totschlag, schwerem Raufhändel oder bei Bedrohung anderer mit Waffen und Worten in der Burg um das Asylrecht bitten konnte. Bei todeswürdigen Verbrechen (Mord, schweren Diebstahl, Verräterschaft und Brandstiftung) mußte der Verbrecher aber an der Grenze des Friedensbezirkes dem verantwortlichen Landrichter übergeben werden. Dieses Landfriedens- oder Asylrecht wurde vom Landesfürsten deshalb erlassen, um die früher übliche Blutrache der Verwandten („Selbstjustiz“) möglichst zu unterbinden.

Auf der Feste Peigarten bei Thaya an der Thaya (Ger. Bez. Waidhofen) saßen seit dem 12. Jahrhundert ritterliche Lehensleute der Grafen von Raabs. Bei der urkundlichen Erstnennung der Lehensritter Konrad und Eberhard von „Pigarten“ als Zeugen in einer landesfürstlichen Urkunde des Jahres 1200 waren diese bereits Lehensleute des Grafen Gebhard von Hirschberg-Tollenstein (Bayern), der einen Teil der Grafschaft Raabs durch die Heirat mit Agnes, einer der Erbtöchter des letzten Grafen von Raabs, erworben hatte. Die urkundliche Erstnennung der Peigartner von 1200 wird zwar in der Arbeit von Wolfer richtig erwähnt, nicht aber die urkundliche Quelle zitiert, obwohl sonst die zahlreichen Regesten der Schloßbesitzer in Fußnoten sehr gut dokumentiert werden. Hier sei dieses Fehlen nachgetragen: Als Leopold VI. am 28. Dezember 1200 alle Besitzungen des Klosters Zwettl bestätigt, werden in der Urkunde an letzter Stelle der Zeugenreihe die Brüder Konrad und Eberhard, „da Pigarten“ erwähnt (Babenberger Urkundenbuch, hg. v. F. Fichtenau u. a., 1958, Bd. 1, S. 153. Nr. 116 = FRA II/3,74). Bis zum Jahr 1375 scheinen immer wieder Angehörige der Familie Peigartner urkundlich auf. Ob danach diese Familie ausgestorben, den Namen geändert oder vielleicht gar verbäuert ist, bleibt unbekannt. Jedenfalls finden wir bereits im Jahr 1386 Jakob Dachsner als Inhaber der Herrschaft Peigarten (GB X, 587). Die in verschiedenen Quellen angegebene Jahreszahl „1362“, als angeblich Karl der Dachsner, vermutlich der Vater des oben Genannten, von Herzog „Albrecht“ vom Ungeld der Besitzungen Taxen, Brunn, Tiefenbach und Kautzen befreit worden war, scheint tatsächlich zweifelhaft zu sein, da 1362 Herzog Rudolf IV. Landesfürst war. Im vermuteten Jahr 1382 war Albrecht III. Herzog von Österreich. Wie dem auch sei, war die Herrschaft Peigarten damals ein Lehen der Herren von Puchheim zu Raabs, die seit 1358 die Herrschaft Raabs innehatten. Es ist daher interessant, daß der Landesfürst am 11. November 1386 den Jakob Dachsner von Taxen, der vermutlich damals die Herrschaft Peigarten erst erworben hatte, mit der Burgrechtsverleihung auch für diese Herrschaft ebenso privilegiert hat, wie vier Jahre zuvor seinen Vater mit den oben genannten vier Herrschaftsbereichen.

Die Zeit, als die ritterliche Familie der Dachsner Peigarten übernahm, ist in vorliegender Herrschaftsgeschichte unklar und teilweise unrichtig dargestellt. Peigarten war nämlich bereits 1386 ein Lehen der Puchheimer und nicht erst seit dem Jahr 1404 (S. 14). Da die Herren von Puchheim als herzogliche Ministeriale selbst Lehensträger der Herrschaft Raabs waren, hatte der Landesfürst selbstverständlich das Recht, Exemtionen (Ausnahmen), wie die „Fürstliche Freieung“, in anderen Herrschaften vorzunehmen. Als im Jahr 1404 Pilgrim und Johann von Puchheim die Herrschaft Peigarten dem Hans Dachsner verkauften, wurde sie gleichzeitig von Herzog Albrecht IV. von der Lehenschaft befreit (GB IX, 200). Ob damals Peigarten ein „freies Eigen“ wurde, ist fraglich. Auch wenn die Familie der Dachsner Peigarten verloren hat oder ausgestorben ist, kann nach den zitierten Quellen nicht eindeutig festgestellt werden. Wolfer zitiert beim Übergang der Herrschaft auf die Herren von Neuhaus in den Jahren 1460 bis 1481 widersprüchliche Quellen, was erst durch eingehende wissenschaftliche Untersuchungen aufgeklärt werden könnte. Daß Peigarten 1513 nicht freies Eigen war, beweist die Befreiung des damaligen Herrschaftsbesitzers Wolfgang Innprucker von der Lehenspflicht durch Erhard von Polheim zu Raabs. Bei dieser Familie bleibt die Herrschaft mit kleinen Unterbrechungen bis 1641. Spätere Besitzer von Schloß und Herrschaft Peigarten sind in der Folge unter anderen das Stift Lilienfeld (1644), die Grafen Grünne (1812) und die Grafen Szápáry (1922). Im Mai 1978 erwarben Dr. Martin und Ulrike Wolfer das Schloß und renovierten es von Grund auf. Zwischen den

Regesten und Zitate lockern historische Preistabellen, Erklärungen von Währungen, Urkundenfaksimile Protokolle und Wappendarstellungen den Text des Buches ungemein auf. Die Familiengeschichte der Schloßbesitzer wird anhand von Quellenwerken dargestellt. Ebenso finden wir statistische Hinweise auf das gleichnamige Dorf, zeitgenössische Fotoreproduktionen und wirtschaftliche Lokalberichte. Die letzten Kapitel des Werkes behandeln kursorisch die Geschichte der Schloßkapelle, den Namen Peigarten, Lokalsagen, die Lage, das Klima und den Boden, sowie die Jagd, den Wald und die Fischerei des Ortes. Unter dem Titel „Aus dem Tagebuch Peigarten“ werden mit knappen Daten die Ereignisse und Aktivitäten der Familie Wolfer im Zusammenhang mit dem Gut seit dem Jahr der Erwerbung, 1978, sehr persönlich geschildert. Besonders interessant ist für den Leser, die einzelnen Revitalisierungsphasen des Schlosses mitzuerleben. Im Zusammenhang damit soll nicht unerwähnt bleiben, daß Dr. Wolfer Bundes-Chefarzt des Lazarus-Hilfswerkes Österreich ist und daß daher auch gesellschaftliche Veranstaltungen im Schloß stattfinden. Von den international bekannten Persönlichkeiten wohnte hier zeitweise Maria Gräfin Walewska, die hier und in Dobersberg Deutsch lernte und später dem gestürzten Kaiser Napoleon ins Exil folgte. Alles in allem liegt hier eine interessante, etwas eigenwillig gestaltete Schloßgeschichte vor, die trotz der oben angeführten kritischen Einwände, einen wertvollen Baustein zur Lokalgeschichte des Waldviertels darstellt. Diese Publikation kann beim Besitzer des Schlosses, Dr. Martin Wolfer, 3843 Schloß Peigarten, um 220 Schilling erworben werden.

Pongratz

Otto Friedrich Winter und Walter Topitz: 1000 Jahre Rossatz. Festschrift. 985-1985. Rossatz, Markt-gemeinde 1985, 64 Seiten, Bilder, Karten, kartoniert, 8°.

Anläßlich eines bayerischen Gerichtstages im 10. Jahrhundert wurde die Westgrenze der Besitzungen des Bistums Passau bei dem Ort „Rossez“ angegeben. Diese Aufzeichnung ist zwar nicht datiert, doch haben die Geschichtsforscher das Jahr 985 als Zeitpunkt dieses Gerichtstages als ziemlich sicher angesetzt. Damit gehört Rossatz zu den ganz wenigen Orten Niederösterreichs, die vor dem Jahr 1000 genannt werden. Im 8. Jahrhundert war Rossatz Besitz des bayerischen Klosters Metten, das nach den Awarenkriegen Karls des Großen Ländereien in der Mark im Osten erworben hatte. Die Besitzansprüche des Klosters sind über die Zeit der ungarischen Besetzung im 10. Jahrhundert hinweg aufrecht geblieben. Nach der Gründung der Babenbergermark ist Markgraf Leopold I. im Jahr 976 der Vogt dieses Klosters. Auch als Rossatz in der Folgezeit zu einer landesfürstlichen Lehensherrschaft wurde, behauptete das Stift Metten seine Besitzrechte an Grundstücken in Rossatz bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Der Name dieses Ortes läßt sich nach Ansicht der Sprachforscher nicht aus einem Wortstamm der deutschen Sprache („Rosse übersetzen“) ableiten, sondern soll auf slawische Siedler zurückgehen, die sich im 7. oder 8. Jahrhundert unter der Oberherrschaft der Awaren hier niederließen. Dieser erste Abschnitt der Festschrift, der den Titel „Rossatz vor 1000 Jahren“ trägt, schließt mit einem Abriß der Siedlungsanalyse des Ortes, der im 10. Jahrhundert nur den unteren, gegen die Donau zu gelegenen Ortsteil umfaßte, wo sich die Anlegestelle für Schiffe befand. Der weitere Ausbau des Ortes erfolgte in Form planmäßiger Erweiterungen mit regelmäßiger Anlage, wie dem „Markt“ und dem dreieckigen „Kirchenplatz“. Die landwirtschaftlich genutzten Flächen waren gering. Sie wurden später durch die Rodung der Auen und Wälder erweitert. Die Erwerbungsgrundlage bildete auch vor 1000 Jahren schon der Weinbau, dessen Erträge größtenteils donaufwärts transportiert wurden.

Der „Streifzug durch die Vergangenheit — Erinnerungen an das alte Rossatz“ schildert in Form eines besinnlichen Rundganges durch die Straßen und Plätze des alten Markortes jene Denkmäler, die an die Vergangenheit und an die mit ihnen verbundenen Erinnerungen in Beziehungen stehen. Leider hat auch hier das Ortsbild durch Umbau- und Neubautätigkeit seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges Veränderungen erfahren, durch die viele alte Bauten für immer verschwunden sind. Wenn- gleich es im Ort kein Bauwerk gibt, das in die Zeit vor 1000 Jahren zurückreicht, so weisen doch noch nicht nur die Pfarrkirche und Teile des Schlosses, sondern auch ein erheblicher Teil der Häuser Bau-

teile auf, die im Mittelalter entstanden sind. Auch die einzelnen Ortsteile gehören verschiedenen Perioden an. In der Zeit der Babenberger fand ein gewaltiger wirtschaftlicher Aufschwung statt, der sich in der planmäßigen Erweiterung des Ortes bis zur heutigen „Wegscheid“ zeigt. Der „Streifzug“ durch das alte Rossatz schildert die alten Häuser und ihre Besitzer, die Bildstöcke, die Lesehöfe anderer Klöster, die Kirche, das Schloß, den Pranger, den „Badbrunn“ und den Ortsteil „Im Piegl“, wo sich der Hof des Stiftes Suben am Inn als Mittelpunkt befindet. Ein eigener Abschnitt ist dem Ortsteil „Rossatzbach“ gewidmet, wo der „Treppelweg“ für die Schiffszüge vorbeiführte und Berufe ansässig waren, die mit dem Wasser zu tun hatten. Es folgen ein geschichtlicher Überblick von der Steinzeit bis zum Jahr 1982, die Listen der Richter, Bürgermeister, Ehrenbürger und sonstige Geehrten. Kurze Abschnitte treffen die Donauschiffahrt, den Fremdenverkehr (seit etwa 1890), die treuesten Gäste und den sogenannten „Jankerklub“ mit einer Übersichtskarte für den „Jankerlweg“. Unter „Wanderbares Rossatz“ finden wir die Rundwanderwege beschrieben, die „Rossatzter Gschiechten“ schildern interessante Begebenheiten und Anekdoten, die sich in und um Rossatz zugetragen haben. „Kurioses“ und „Vereine“ beschließen diese Festschrift, die trotz ihres geringen Umfanges dem Einheimischen wie dem Besucher von Rossatz sehr viel bietet: Der Text des Büchleins wird durch Fotoreproduktionen und Federzeichnungen aufgelockert, ein Farbbild der Pfarrkirche schmückt den Umschlag. Neben der Karte des „Jankerlweges“ könnte man sich vielleicht noch einen Ortsplan von Rossatz wünschen. Alles in allem zeigt sich wieder einmal, daß durch die Zusammenarbeit eines prominenten niederösterreichischen Landesforschers mit einem tüchtigen Lokalforscher und Pädagogen in dieser Festschrift ein kleines, historisches Meisterwerk entstanden ist, das man als vorbildlich bezeichnen kann.

Pongratz

Franz Gschweicher: Ehe der Mohn verblüht. Gedichte. Wien, Heimatlandverlag 1985, 95 Seiten, Steifband, 8°.

Der Verfasser, ein echter Waldviertler aus dem Horner Bezirk, schildert in seiner Lyrik viel Erlebtes, Erlittenes, Persönliches, aber auch Aktuelles, wie sein Gedicht „Wie lange noch?“, das sich mit den Umweltschäden beschäftigt, beweist. Auch die Natur ist sein Anliegen; viele seiner feinsinnigen Gedichte handeln von ihr. Das Gedicht, das dem Band den Namen gab, ist von beinahe apokalyptischen Visionen erfüllt:

„Jetzt! Ins Taumeln kommt die Erde,
und mit schauriger Gebärde
stürzt herab das Mondgesicht.
Erde ohne Luft und Licht
nähert sich dem Feuerball
dort im All.
Noch ist alles Vision.
Doch die Uhren ticken schon.“

Die letzte Strophe dieses Gedichtes gibt die Hoffnung, daß sich schließlich noch alles zum Guten wenden wird:

Menschegeist wird sich erhellen
blickend auf des Zeigers Zeichen,
greifend in des Rades Speichen,
dieses Ticken abzustellen.
Freude dann der ganzen Welt!
So als wäre neu gegeben
alles Leben.

Ein Lyrikband, den man in stillen Stunden immer wieder zur Hand nehmen wird!

Pongratz

Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes

UNSER VIZEPRÄSIDENT DR. BERTHOLD WEINRICH — 70 JAHRE

Der frühere Präsident der Ärztekammer für Niederösterreich, Herr Dr. Berthold Weinrich, Vizepräsident des Waldviertler Heimatbundes, feierte am 12. Juli 1986 seinen 70. Geburtstag. Der Waldviertler Heimatbund ehrte seinen verdienstvollen Vizepräsidenten bei der Jahreshauptversammlung am 22. Juni 1986 in Waidhofen an der Thaya durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft.

Dr. Weinrichs Familie stammt aus Weilburg an der Lahn (Bundesland Hessen, BRD), wo die Weinrichs fast 500 Jahre lang als Kaufleute, Pfarrer, Rektoren und Regierungsbeamte wirkten. Einige Familienmitglieder sind dort den Hexenverfolgungen zum Opfer gefallen. Dr. Weinrichs Großvater, Friedrich Weinrich (1800-1860), war ein Pionier der Zuckererzeugung aus Zuckerrüben; er gründete 1830 in Dobrawitz in Böhmen die erste Zuckerfabrik der österreichisch-ungarischen Monarchie. Auch der Vater des Jubilars, Karl D. Weinrich (1843-1926), wurde Zuckerfabrikant; er hatte aus seinem 1700 ha großen Besitz unweit des historischen Schlachtortes Königgrätz einen Musterbetrieb gemacht. Schon mit 29 Jahren wurde er in den böhmischen Landtag gewählt. In den Jahren 1873-1878 vertrat er den Großgrundbesitz im österreichischen Reichsrat. Nach dem Ersten Weltkrieg ging allerdings der gesamte böhmische Besitz der Familie Weinrich verloren.

Berthold Weinrich wurde am 12. Juli 1916 in Zwettl geboren. Er besuchte das Gymnasium in Zwettl und Horn, ging nachher an die Bundeserziehungsanstalt Traiskirchen und maturierte 1935 am Realgymnasium in Wien XVIII. Anschließend übernahm er die Leitung des väterlichen Gutes in Zwettl. Während und nach der Militärdienstzeit studierte Weinrich in Würzburg, Wien und Innsbruck Medizin; am 20. Dezember 1945 wurde er zum Doktor der Medizin promoviert. Nachdem Dr. Weinrich im Krankenhaus Baden seine weitere Ausbildung absolviert hatte, trat er 1950 als hauptamtlicher Betriebsarzt in die Vöslauer Kammgarnfabrik in Vöslau ein und übte diese Aufgabe bis 1976 aus.

Bald engagierte sich Dr. Weinrich in der Landesvertretung der Ärzte. 1962 wurde er zum Vizepräsidenten der Ärztekammer für Niederösterreich gewählt. Zehn Jahre lang, bis 1976, leitete Dr. Weinrich als Präsident der Ärztekammer für Niederösterreich. 1970-1976 war er auch Vizepräsident der Österreichischen Ärztekammer. Für seine Verdienste um die Vertretung der Ärzteschaft wurde Präsident Weinrich 1976 der „Goldene Ehrenring der Ärztekammer für Niederösterreich“ verliehen.

1978 ehrte ihn die Republik Österreich durch die Verleihung des „Großen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich“.

Präsident Dr. Weinrich setzte sich energisch für die Schaffung des Nö. Instituts für Allgemeinmedizin in Brunn an der Wild ein. 1976 konnte die Idee einer praxisorientierten Ausbildung angehender Ärzte realisiert werden. Univ.-Doz. Dr. Braun wurde der erste Leiter, Dr. Weinrich der Obmann der Arbeitsgemeinschaft zur Führung des Institutes, das vom Bundesministerium für Gesundheit und Umweltschutz, vom Land Niederösterreich, der Gemeinde Brunn/Wild, den Sozialversicherungsträgern und der Ärztekammer getragen wird.

Seit über zwei Jahrzehnten arbeitet Dr. Weinrich an einer Niederösterreichischen Ärztechronik, die alle in Niederösterreich tätigen Bader, Wundärzte und Ärzte von 1300 bis zur Gegenwart enthalten soll. Mit diesem mehrbändigen Werk — es wird ca. 4000 Seiten umfassen — will Dr. Weinrich den Ärzten Niederösterreichs ein Denkmal setzen. Es ist dem verdienstvollen Forscher zu wünschen, daß er sein großes Lebenswerk bald abschließen kann. Einen kurzen Überblick über die Geschichte des Landarztes bietet Dr. Weinrich in dem Artikel „Wie aus dem Bader ein Doktor wurde. Geschichte des Arztberufes in Niederösterreich“, der in der Kulturzeitschrift „morgen“, Heft 39/85, erschien.

Schon in der Zwischenkriegszeit bezog Dr. Weinrich die Zeitschrift „Das Waldviertel“, und als mit der Neugründung des Waldviertler Heimatbundes die Zeitschrift fortgeführt wurde, wurde Dr. Weinrich auch Mitglied des neuen Vereins. Durch den langjährigen Präsidenten Prof. Dr. Walter Pongratz, der immer wieder zu Forschungen nach Zwettl kam, wurde Herr Dr. Weinrich zu einer verstärkten Mitarbeit im Waldviertler Heimatbund gewonnen.

Bei der Jahreshauptversammlung am 18. April 1982 in Krems wurde Dr. Weinrich zum zweiten Vizepräsidenten des Waldviertler Heimatbundes gewählt. Er betonte damals, er wolle solange mitarbeiten, bis eine größere Zahl jüngerer Mitarbeiter gefunden wäre. Die Wahl von Dr. Weinrich zum Vizepräsidenten brachte neuen Schwung in den Waldviertler Heimatbund. Seine Idee war es, den persönlichen Kontakt der Mitglieder durch Gründung von Bezirksgruppen zu vertiefen. Vizepräsident Dr. Weinrich gründete am 17. April 1982 die Bezirksgruppe Zwettl und organisierte von Zwettl aus Exkursionen und Vorträge. Dr. Weinrich nahm sich vor allem um die organisatorischen Angelegenheiten des Vereins an und konnte somit Herrn Prof. Pongratz, der mit den Aufgaben der Schriftleitung ausgelastet war, tatkräftig unterstützen.

Die Neufassung der Vereinsstatuten — beschlossen in der Jahreshauptversammlung am 12. November 1983 — ist ein Werk von Herrn Dr. Weinrich. Herr Dr. Weinrich war und ist ein tatkräftiger Förderer des Vereins, der durch seine reiche Erfahrung wesentlich zur Neuorganisation des Waldviertler Heimatbundes beitrug. Seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine Hilfsbereitschaft wissen alle zu schätzen, die mit ihm zusammenarbeiten.

Der Waldviertler Heimatbund wünscht seinem Vizepräsidenten noch viele, viele Jahre in bester Gesundheit und ungebrochener Schaffenskraft.

Erich Rabl

EIN PRIVATARCHIV ZUR ÖSTERREICHISCHEN VOLKSKUNDE

Das „Steininger-Archiv“ existiert seit 1958 und beinhaltet derzeit mehr als 250000 Zeitungsausschnittbelege zur österreichischen Volkskunde sowie der Nachbardisziplinen. Der Sitz des Archivs befindet sich in: A-2380 Perchtoldsdorf (NÖ), Aspettenstraße 30. Sein Träger, Leiter und Gründer: ORat Dr. Hermann Steininger (Adresse w.o.)

Die Gliederung des eher unsystematisch gesammelten Materials erfolgt grundsätzlich jeweils alphabetisch — und zwar unter Zugrundelegung eines Verweissystems — nach Schlagworten und innerhalb dieser Schlagworte nach Ortsnennungen; innerhalb der Ortsnennungen werden die Belege nach ihrem Erscheinungszeitpunkt gereiht. Personalkarteien gibt es erst seit kurzem.

Die überwiegende Mehrzahl der Belege bietet heute die Grundlage für die Ausarbeitung von Spezialthemen. Es handelt sich dabei um folgende Themengruppen: Museologie, Rechtsarchäologie, Keramik, Volkstheater, einzelne Berufsgruppen, Studenten, Wissenschaftlicher Film, Denkmalschutz, Kunstdiebstähle, Gastarbeiter sowie ausgewählte Kapitel der Brauchtumsforschung.

Die Zusammenarbeit mit ähnlichen Archiven wird angestrebt.



ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

RA i. R. Dr. Ernst Neuwirth, Moritz Schadek-Gasse 37, 3830 Waidhofen an der Thaya

OSiR Dr. Wilhelm Scheidl, 3591 Altenburg 86

Dir. Eduard Führer, Hauptplatz 22, 3830 Waidhofen an der Thaya

VD i. R. Wolfgang Bruckner, Mollandser Straße 1, 3562 Schönberg am Kamp

Dr. Berthold Weinrich, Allensteiger Straße 16, 3910 Zwettl

HOL Frieda Mauritz, 3925 Arbesbach 81

OSR Dir. Herbert Loskott, 3814 Aigen bei Raabs

StR a. D. Wilma Bartschek, Dachsberggasse 10, 3500 Krems an der Donau

Prof. Dr. Erich Rabl, Giugnostraße 15, 3580 Horn

Neuerscheinung!

ORTSGESCHICHTE VON MAHERSDORF

von Prof. Dr. Renate Seebauer

Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes. Band 27.

Mahersdorf liegt acht Kilometer westlich von Horn und gehört zur Gemeinde Altenburg. Frau Dr. Seebauer gibt einen Überblick über die Entwicklung des Ortes vom 12. bis ins 20. Jahrhundert. Eine Besitzgeschichte der einzelnen Häuser sowie ein Anhang mit Dokumenten und Bildern ergänzen den Hauptteil.

Die Broschüre über Mahersdorf ist ein praktisches Beispiel für eine fundierte Ortsgeschichte. So ist daher diese Abhandlung auch über den lokalen Bereich hinaus von allgemeinem Interesse.

Erscheinungstermin: November 1986. Preis 50 Schilling.

Bestellungen richten Sie an den Waldviertler Heimatbund, 3580 Horn, Postfach 100.

TITELBILD

Cherubsköpfchen über flamboyantem Rosailleornament in der Pfarrkirche Waidhofen a. d. Thaya

(Foto: H. Erhart)

Das Waldviertel

Zeitschrift des Waldviertler Heimatbundes

Der Verein „Waldviertler Heimatbund“ bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der -denkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Vorstand

Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Gerlinde Malek, Krems. 2. Vizepräsident: Dr. Berthold Weinrich, Zwettl. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Karl Böhm, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Stud.-Ass. Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Verantwortlicher Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Ehrenpräsident Dr. Walter Pongratz, Wien.

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund, 3500 Krems, Wiener Straße 127.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walter Pongratz, 1180 Wien, Pötzleinsdorfer Höhe 37.

Anfragen und Bestellungen: Waldviertler Heimatbund (Dr. Erich Rabl), 3580 Horn, Postfach 100.

Druck: Malek Druckerei Gesellschaft mbH, 3500 Krems, Wiener Straße 127.

(Begründet von Johann Haberl jun., 1927)

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung.

Jahresbezugspreis: öS 250,— (Studenten: öS 150,—)

Einzelbezugspreis: öS 70,—

Ihr Partner, wenn's ums Bauen geht.

Aus alt
mach neu!



Schöne alte Bürger- und Geschäftshäuser prägen seit jeher das Erscheinungsbild unserer Gemeinden. Diese althergebrachte Substanz soll erhalten bleiben.

Wir helfen Ihnen gerne dabei!

Bei uns erfahren Sie, welche Renovierungsmaßnahmen an Ihrem Haus notwendig sind, welches Material sich dafür am besten eignet und wie Sie Ihre Fassade gestalten können - damit Ihr Haus den energiewirtschaftlichen Anforderungen unserer Zeit entspricht und wieder in neuem "alten Glanz" erstrahlt!

Neubau-Ausbau-Umbau-Renovierung-Fassaden

3571 Gars 3550 Kammern
02985/2113 02734/3141

K **Kwasnio**^{&CO KG}
ELEKTRO HIFI VIDEO
3580 Horn, Wiener Straße 49, Tel. 0 29 82/24 60